s. Ah. 4431

Die blinden Tonkünstler.

Von

M. Joh. Chph. Wilhelm Kühnau.

Berlin, 1810.
im Vertrieb bei C. Salfeld.

Mus. th. 4431

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

F.
COMMER

30 BG

Allen

deutschen Biedermännern,

Lehrern

und

Berathern der Blinden

geweiht.

Wie der, dem schwarze Nacht den
Blick umschwebet,
dem sich des Tags Gebilde nie gezeigt,
sich durch die Kraft der Innenwelt er-
hebet,
empor zum Urbild' alles Schönen steigt,
und auf der Töne Flug zum Licht sich
schwingen kann:
das zeigt dies Buch durch Menschen-
leben an.

Euch, Edle meines Volks, die Ihr
mit Güte
auf Eure lichtberaubten Brüder schaut,
des Guten Keime zu der schönen Blüthe
hervorzieht aus der Nacht, die sie um-
graut;

und ihnen zeigt des Geistes lichte Bahn: —
Euch darf ich kühn mit diesem Buche
nahn.
Verzeiht des Jünglings feurigem Beginnen,
Daß der Gefühle Drang' er unterlag:
er läßt nicht ungenutzt die Zeit verrinnen,
wo er der Liebe Zeichen äußern mag.
Vollherzig spendet er für die den
Dank,
in deren Nacht Eur heller Lichtstrahl
sank!

Der Verfasser.

Vorrede.

Wenn der denkende Geist durch irgend etwas auf seine innere Thätigkeit und die Art seiner Einwirkung auf die Außenwelt geleitet wird, so geschieht es durch Beobachtung solcher Menschen, denen irgend eine der Pforten zwischen Innen- und Außenwelt mangelt, welche man schlechthin die Sinne nennt. Von allen Sinnen, man mag deren nach gewöhnlicher Art fünf oder acht annehmen, ist keiner entwickelnder für die

Seelenthätigkeit, als Getast, Gehör und Gesicht. Durch den ersten entfaltet sich der Begriff des Raums, oder als Kräfte ausgedrückt, der Anziehung und Abstoßung, oder Zieh- und Fliehkraft (Centripetal-, Centrifugalkraft). Durch den zweiten kommt der Schall zu unserm Bewußtsein, und da dieser wieder doppelt ist, gegliedert und ungegliedert, (artikulirt und unartikulirt), zugleich der Begriff der Sprache und des Klanges. Durch den dritten wird das Reich der Farben gegeben mit dem Begriffe des Lichts. Der erste Sinn ist mehr unmittelbar als die beiden letzten, statt daß diese dafür schneller und umfassender

sind; der erste führt zur Gründlichkeit, indem jede Wahrnehmung theilweise aufgefaßt wird; die beiden letzten könnte man die Fernschreiber (Telegrafen) unter den Sinnen nennen; der erste fehlt wol nirgends, es müßten denn die Hauptsitze desselben, die zehn Finger, und in Ermangelung dieser, die zehn Zehen fehlen, indem ich selbst ein armloses Mädchen mit den Füßen schreiben, nähen, essen sah; ja ich glaube, daß in Ermangelung dieser, auch noch andere Theile des Leibes sich dazu eignen; desto häufiger fehlen die beiden letzten Sinne, indem sie nur an zwei einzelne Stellen des Leibes gefesselt sind, unter denen wieder

die Werkzeuge des Sehens, so unendlich vielen Krankheiten und Verletzungen ausgesetzt sind. Diejenigen, die von Jugend auf des Gehörs entbehrten, entbehren zugleich eines andern Vortheils — der Sprache, und wenn man überlegt, daß Rede das Hauptentwickelungsmittel der Menschheit, ja ein Hauptunterscheidungszeichen von der Thierheit ist, so wird man leicht ermessen, daß ein Taubgeborner auf einer niedrigern Stufe der Geistigkeit, als ein Blindgeborner sei. Man sieht zugleich hieraus, wie weit vorzüglicher die teutsche Art des Taubstummenunterrichts vor der französischen ist: indem dort die vollständige Wortsprache,

hier nur die dürftige Zeichensprache gelehrt wird. Der Mangel des Hörens hat einen noch andern Nachtheil in sittlicher Hinsicht, eine Unempfindlichkeit gegen Anderer Leiden, und einen Hang zur Grausamkeit. Denn nur durch das Gehör kann Mitleiden entstehen, beim Anblick anderer Leiden nur Grauen und Ekel. Die Schindung des heiligen Sebastians auf dem Dresdner Bildersaal von Correggio's Meisterhand, erregt nur Grausen, nicht theilnehmenden Schmerz; der Anblick der Bettlerschaaren auf den Brücken von Paris, nur Ekel, nicht Mitleiden, — dagegen Ein schmelzender Ton einer süßen Stimme, nur Ein

schmerzvolles Stöhnen, und die heilige Glut des Mitschmerzes erwacht und wird angefacht. Und so wäre es denn die hehre Kunst der heiligen Cecilia, die nicht bloß Sehenden, sondern auch Blinden die sanften Gefühle der Theilnahme erregt. Der Verfasser gegenwärtiger Schrift, selbst ein würdiger Priester jener Heiligen, hat den Einfluß geschichtlich nachgewiesen, den Klang und Sang auf das Gemüth armer Blinden geäußert. Mit sorglichem Fleiße hat er Beispiele merkwürdiger blinder Meister im Reich der Töne gesammelt, und legt sie mit Liebe seinen teutschen Mitbürgern vor. Mich freut und ehrt sein Zutrauen,

bei meinem Volke das Werk als Sprecher einzuführen. Möge es dastehen als Gegenstück zu frühern Schriften: Fricke de coecis eruditis, Lips. 1715. 4. Trinkhuß de coecis sapientia ac eruditione claris mirisque coecorum quorundam actionibus, (um welcher Schrift Mittheilung ich die Besitzer herzlich ersuche, da ich sie noch nicht selbst las) Diderot lettre sur les aveugles (in meinem Belisar, Berl. 1808), der Lebensbeschreibung von A. Sachse, Gera, 1801. 8. 2 Theile; Baczko über mich selbst u. s. w. Leipzig 1807. 8, der Lebensgeschichte von Dülon, Leipzig 1808. 8. viele Theile.

Da in Teutschland mehrere Anstalten für Blinde, nach Errichtung der hiesigen Königlichen 1806, entstanden sind, als 1807 in Prag, 1808 in Dresden, 1809 die Kaiserliche zu Wien, und in diesem Jahre in München vielleicht noch eine auferſteht, so wird der Gegenstand Theilnahme, wenigstens die gute Gesinnung des Verfassers und Vorredners freundliche Aufnahme finden.

August Zeune.

Einleitung.

Wenn die Umstände und Schicksale unsrer Mitbrüder überhaupt uns etwas angehen und unser Gefühl ansprechen; so gilt dies vorzüglich vom Zustand der Blindheit. Es kann dies in mehr als einer Hinsicht geschehen. Führt uns unser Weg bey einen blinden Menschen vorbey, der zur Erhaltung seines Lebens kein anderes Mittel, als die Mildthätigkeit Anderer findet, so wird bey uns das Mitleid erregt, und er zieht nur auf gewisse Weise an; wenn man hört und sieht, wie er die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden aufzure-

gen bemüht ist, und wie er durch einen kurzen Bericht von dem traurigen Zustande seiner gleichsam ewigen Winternacht*) das Mitgefühl zu erwecken sucht, dann steigen traurige und ernste Betrachtungen in unserer Seele auf.

Schön und rührend sagt der Dichter von dem Blinden:

O eine edle Himmelsgabe ist
Das Licht des Auges — Alle Wesen leben
Vom

---

*) Die Blindheit — ein Polar(Pol-)winter ohne Tag, — gleicht darin der Nacht, daß sie besänftigt und stillt. Der Blinde ist ein von der Mutter Natur zur tiefern Ruhe, finster eingebautes Kind. Wie ein Mensch in der Montgolfiere (dem Luftballe) hoch über den Wolken, höret der einsiedlerische Blinde nur Stimmen herauf, aber die verwirrende bunte Gegenwart, die niedrigen, die verhaßten und die hassenden Gestalten und die voll Narben und Wunden, stehen darunter in seinem dichten Gewölk. Jean Paul.

Vom Lichte — jedes glückliche Geschöpf —
Die Pflanze selbst kehrt freudig sich zum Lichte.
Und er muß sitzen, fühlend, in der Nacht,
Im ewig finstern — ihn erquickt nicht mehr
Der Matten warmes Grün, der Blumen Schmelz,
Die rothen Firnen kann er nicht mehr schauen —
Sterben ist nichts — doch leben und nicht sehen,
Das ist ein Unglück! — (Schiller im Tell.)

Und ist nun vollends —
alles, alles ihm geraubt,
Nichts ihm gelassen, als der Stab,
Um nackt und blind von Thür zu Thür zu wandern:

o dann hat das Elend seinen Gipfel erreicht!

Wie viel entbehrt der Mensch, der das Licht seit einer gewissen Zeit seines Lebens nicht sehen konnte! Wie viel mehr derjenige, der es von seiner Kindheit an niemals gesehen hat! Er kennt nicht den

Anblick der bewundernswürdigen Anmuth der Natur, nicht das erquickende Grün der Felder; nicht das vielfarbige Kleid der Wiesen; den Glanz der Sonne in ihrem Auf- und Untergange, den gestirnten Himmei in seiner Pracht, die schönen Gestalten der Bäume, Pflanzen und Kräuter, der mancherlei Thiere, und — was dem Menschen der erfreulichste Anblick von allem ist, — die Gestalt des Menschen, der seinem Bilde ähnlich ist. Dies alles sahe der nie, der des Vermögens, das Licht zu empfinden, seit seiner Kindheit beraubt war. Und nicht nur der Anblick, die Kenntniß von diesen Dingen, und jene Freuden alle, die durch den Sinn des Gesichts von allen Seiten uns zuströmen, entbehrt er; son-

dern er ist auch hierdurch des vornehmsten Mittels beraubt, sich selbst fortzuhelfen, und die Geschenke des Schöpfers zu seinem Unterhalte sich zuzueignen. Was nutzt ihm der Reichthum von Gütern, der ihn umgiebt? Für ihn scheint er nicht da zu seyn, denn er ist ihm nicht sichtbar; er weiß nicht, wohin er die Hand ausstrecken soll, um das zu nehmen, was ihn ernähren, stärken und erquicken könnte. Will er von seinem Orte sich fortbewegen: bey jedem Schritte droht ihm Gefahr des Todes, der er nicht ausweichen kann; denn er kennt sie nicht. Des hilfsbedürftigen Zustandes sich anzunehmen, ist Pflicht derer, die im Besitz derjenigen Vortheile sind, deren er entbehrt. Und welche schöne Beruhigung gewährt es,

wenn wir diese Pflicht willig erfüllen! Jeder biete dem Blinden auf seinem dunkeln Pfade die Hand, werde sein Beschützer, und wo er kann, auch sein Versorger. Ja, jeder Blinde ist unsrer Unterstützung würdig, er mag seyn, wer er will; er ist es werth, daß wir Sehende uns um ihn bekümmern: dies ist ein allgemeines Gefühl, das in uns spricht, sobald wir irgend einen Blinden betrachten. Was müssen aber dann erst für Betrachtnngen in uns aufsteigen, wenn wir den sonst äusserlich Bemitleidswerthen, nach seinem Innern, vor vielen Menschen vortheilhaft ausgezeichnet, und mit manchen Vorzügen begabt sehen! Betrachtungen über diese Gegenstände sind, so selten sie auch seyn mögen, wichtig und

reichhaltig genug, um zu den mannichfaltigsten Gedanken Veranlassung zu geben. Seelenlehrig hat man wol noch am wenigsten diesen Satz betrachtet. In frommsittlicher Hinsicht hat man schon eher darauf aufmerksam gemacht und Gelegenheit genommen, hieraus die Menschen an die Güte und Weisheit des Weltlenkers zu erinnern, und also zu seinem Lobe zu ermuntern, daß er jene Armen so sichtbar vor andern begünstigte. Man bemerkte nämlich, daß der Mensch gewöhnlich über den Genuß der irdischen Güter und der Zerstreuungen dieses Lebens, Gottes Güte vergißt, und gewöhnlich dann erst daran denkt, wenn er zufällig auf Nebenmenschen stößt, die von Natur unglücklich sind, denen etwas we-

sentliches abgeht, (es sey Gesicht oder Gehör) dann preist er sich erst glücklich über den Besitz desselben, und freut sich der Güte Gottes. Auf diese Weise haben unsre Vorfahren gegenwärtigen Satz nicht unzweckmäßig benutzt. So erschienen vor etwa vierzig bis funfzig Jahren eine Brontotheologie von P. Ahlwardt in Greifswalde, eine Ichthyotheologie, eine Musikotheologie von M. Schmidt, eine Lithotheologie von Lesser s. f.*). So ließe sich auch sprach- und sachähnlich eine Typhlotheologie

*) In diesen Werken zeigten die frommen Verfasser die Güte und Weisheit Gottes in der Betrachtung des Donners, in der wunderbaren Einrichtung und in der unzählbaren Mannichfaltigkeit der Fische, in dem wunderbaren Wesen der Tonkunst, in der Schönheit und Verschiedenheit des Miner- oder Steinreichs.

recht gut denken. Man verfällt, wie ich sage, in tiefe und ernste Betrachtungen, wenn man mit Aufmerksamkeit die Geschichten der Blinden lies't oder erzählen hört; wenn man bedenkt, wie es ihnen, als sonst unglücklichen Menschen fast nie, an geschärften Sinneswerkzeugen fehlt, die uns Sehenden abgehen; welches unverkennbar eine weise Einrichtung der Vorsehung ist. Man findet unter diesen Leuten oft die besten Köpfe, man trifft bei ihnen Kenntnisse und Fertigkeiten an, die man in ihnen nicht suchte, ja nicht einmahl ahnete, da es uns ganz unbegreiflich zu seyn schien, wie sie zu denselben gelangen konnten.

Auf solche Betrachtungen wurde ich hauptsächlich geleitet, als ich im Jahre 1802

einen Abschnitt in der Berliner Zeitung vom 5. Juni durchlas, in dem ich die unglaubliche Kunst und Geschicklichkeit des blinden Webers Strong erwähnt fand, der, ein handkünstlicher Kopf, nicht nur alle seine Kleidungsstücke, Hausgeräthe, sondern auch alle mögliche Werkzeuge, sogar Orgeln verfertigte. Die erste seiner Orgeln ist in sofern als ein halbes Wunderwerk anzusehen, da er den Gedanken dazu bloß in einem Nachmittag umfaßte, wo er sich nemlich nach geendigtem Gottesdienste in der Kirche einschließen ließ. Zuverlässig muß dieser Mann einen schnellumfassenden Geist, und einen erfinderischen Kopf gehabt haben. Derjenige wird nur so recht die Schwierigkeiten jener Sache einsehen können, der

jemahls Gelegenheit hatte, den innern Bau und die künstliche Einrichtung eines Orgelwerks näher kennen zu lernen.

Von dem blinden Homer bis auf den blinden Püdon hat es zu allen Zeiten Tonkünstler gegeben, die es ohne Hilfe der Augen zu einem sehr hohen Grade von Geschicklichkeit in ihrer Kunst gebracht haben.

In London ward ehemals der Orgeler Stanley, zu Meaux in Frankreich der Orgelspieler Bibault, in Magdeburg der Orgeler Jacobi, in Berlin ein auf vielen Tonwerkzeugen geübter Freiherr von Erlach bewundert; eine gleiche Bewunderung verdient noch jetzt daselbst der blinde Orgeler Wendt. Paris staunt über die Geschicklichkeit des blinden Mandoliners und Gei-

gers Fritzieri. In Wien ist das blinde Fräulein Paradis als eine unvergleichliche Meisterinn auf dem Klaviere, bekannt, und der Holländer nennt bis jetzt den Namen des blindeu Großkünstlers Pothoff zu Amsterdam mit Bewunderung. Was würden diese Künstler geleistet haben, wenn sie, des Augenlichts zu genießen, das Glück gehabt hätten; es wäre denn, daß vielleicht Gehör und Gefühl alsdann nicht so fein von der Natur bearbeitet, nicht so reichlich ausgestattet worden wären! Daß die Vortheile, die manche Blinde vor uns Sehenden genießen, oft sehr beträchtlich sind, schließe ich auch aus dem stolzen Gefühle, das man bei Diesem und Jenem wahrnehmen kann. So führt d'Alembert fol-

gendes Beispiel von den innerlichen und äusserlichen Fähigkeiten eines Blindgebornen an, das äußerst merkwürdig ist, und ich daher nicht füglich übergehen kann:

Ein Blindgeborner, der zu Puiseaux lebte, war ein Ton- nnd Scheidekünstler. Er lehrte seinen Sohn durch Buchstaben, die in erhabener Arbeit geschnitzt waren, lesen. Er bekümmerte sich wenig darum, daß er nicht sehen konnte, da er stolz die übrigen Vortheile fühlte, die er vor uns Sehenden hatte. Anstatt der Augen wünschte er sich, wenn es bei ihm stände, lieber längere Arme zu haben. Die Nähe des Feuers schätzte er nach dem Grade der Hitze, und die Nähe der Körper nach dem Grade der Wirkung, die die Bewegung der

Luft auf sein Gesicht machte. Er wußte eine offne Straße von einer solchen, die keinen Ausgang hatte, zu unterscheiden: ein Beweis, daß sein Gesicht die geringste Veränderung des Luftkreises fühlte. Das Gewicht der Körper und den Inhalt der Gefäße wußte er auf eine bewundernswürdige Art anzugeben. Seine Arme waren ihm die genauste Waage, und seine Finger ein untrügliches Maaß. In der Glätte der Körper und im Ton der Stimme, gab es für ihn die feinsten Abstufungen. Von der Schönheit urtheilte er durch das Gefühl, und was das sonderbarste war: so drückte er sein Urtheil darüber sogleich durch die Aussprache und den Ton seiner Stimme

aus. Wenn man ihm die Noten vorsagte, so konnte er ein Tonstück spielen.

Wenn dergleichen wunderbare Erscheinungen sich allein bei dem Tonsinne, dem Gehör äußerten: so würden solche Erzählungen vielleicht Manchem übertrieben und fabelhaft scheinen; allein so finden sie auch bei dem Getast mehrerer Blinden statt. Zum Beyspiele führe ich den Hauptpriester (Kardinal) Alexander Albani, sogenannten Beschützer (Protector) von Deutschland, der ungefähr vor vierzig Jahren zu Rom ein Landhaus (Villa) anlegte. Er war ein großer Freund der Alterthumskunde, und starb 1780 zu Rom in einem sehr hohen Alter. Von ihm erzählt man, daß er in den letzten Lebensjahren, wo ihm das

Gesicht gänzlich vergangen war, die alterthümlichen (antiken) von neuern steinernen Kunstwerken bloß durchs Gefühl unterschied. Von welcher Feinheit des Tastsinnes zeugt dies nicht!

So lebte zu Zerbig bei Halle, ein blinder Landmann, Nahmens Rösler, der allein seine Gärten und Felder besuchte, um sich von dem Zustande seiner Früchte und seines ganzen Ertrages zu überzeugen.

Doch mir liegen noch neuere Beispiele zur Hand. So betastete der junge Fournier, einer der gebildetsten Zöglinge in der Blindenanstalt des Herrn Hauy zu Paris, während seiner Anwesenheit zu Berlin das Brustgebilde (Büste) unsrer allgeliebten frühvollendeten Königinn Luise. „Wie sanft

sind die Züge ihres Gesichts!" rief er entzückt.

Der Blinde beurtheilt jeden Gegenstand theils nach dem Gehör, theils nach dem Gefühl; letzteres ist allgemeiner, aber beide Sinnenwerkzeuge sind bei ihm geschärfter, als bei uns Sehenden. Das Auge gibt uns, indem es alle Dinge, die sich ihm darstellen, erblickt, auffaßt, und zur innern Anschauung bringt, den größten Anlaß zur Zerstreuung. Diese Zerstreuung fällt bei dem Blinden weg. So ist es einleuchtend, daß derjenige, der seine Aufmerksamkeit nicht theilt, natürlich überall mehr leistet, als jeder Andre. Der Blinde ist dem Gegenstande, mit dem er sich beschäftigt, mit ganzer Seele gegenwärtig, hat

nur einen Hauptgedanken; nichts fremdartiges zieht ihn davon ab und stört ihn; daher die Schärfe seines Gedächtnisses, daher die Stärke der einmal geschehenen Umfassungen eines Gegenstandes, daher der Anbau seines Gehörs und Gefühls.

Ich theile hier in gegenwärtigem Werk einige Beispiele von Blinden mit, die durch ihre Geschicklichkeiten den fehlenden Sinn des Gesichts so ersetzten, daß sie Bewunderung erregten, und ähnlichen Unglücklichen zum Trost als Leidensgefährten dienen, auch zur Nachahmung ihrer sittlichen und geistigen Größe, anreizen können. An deren Beispiele zeige ich ihnen ihre unendliche Vollkommlichkeit, und das alles in kurzen Erzählungen aus allen Zeiten und

Räu-

Räumen. Dies wäre also auch ein sittlicher Nutzen, den ich mit meinen Untersuchungen zu verbinden trachte. Wie angenehm muß es nicht jedem Menschenfreunde seyn, wenn er erfährt, daß Werkzeuge erfunden worden sind, wodurch die Kenntnisse der Blinden erweitert, und ihre Arbeiten erleichtert werden können. Es muß Freude machen, wenn man in der Zeitschrift für die Gewerbkunde (Fabrik-Journale) vom März 1797, die Nachricht lies't, daß Quatremère d'Isjonval ein Triebwerk zum Spinnen des Hanfes für Blinde erfunden und Schubart in seinen englischen Blättern uns erzählt, daß Christie, Ton(Musik-)meister in Liverpool an einem Theograph oder Werkzeuge arbeite, wodurch den Blinden die Erlernung der

Tonkunst erleichtert, und das Lesen der Tonstücke, so wie die Tondichtung (Composition) in fühlbaren Tönen gelehrt werden soll.

Verewigt man dergleichen in Büchern, so denken vielleicht mehrere Menschenfreunde, wenn Aufmunterung und günstiger Erfolg sie belohnt, auf ähnliche Hülfsmittel: eine Wohlthat, die jeder Blinde, der selbst auch keinen Vortheil davon ziehen kann, mit dankbarer Rührung erkennen wird.

Wunderbar und merkwürdig sind die Wirkungen, welche die Tonkunst auf ihre Freunde und Verehrer äußert; aber diese holde Himmelstochter lächelt nicht allein den Sehenden, sondern sie theilt auch mit milder Hand ihre Freuden und sanften Gefühle den armen Verlassenen mit, die

durch ein dunkles Erdenthal pilgern. Ich suchte den Einfluß, den die Tonkunst auf das Gemüth der Blinden äußert, in einem geschichtlichen Werke darzustellen, und fand einen ungebahnten Weg. Ich sammelte alle Beispiele von blinden Tonkünstlern, die durch ihre Geschicklichkeit die Bewunderung ihrer Zeitgenossen waren, um dann nützliche Betrachtungen und Ergebnisse daraus herleiten zu können. Aus einigen wenigen Stücken entstand indeß wider meine Erwartung, in einem Zeitraum von acht Jahren, eine größere Sammlung. Der Vorsteher der Königl. Blindenanstalt zu Berlin, Herr Prof. Zeune, den ich vor drei Jahren kennen zu lernen das Vergnügen hatte, bekam mein Werk zu Gesicht; es fand seinen Beifall, er munterte mich zur

Herausgabe desselben auf, ja er beehrte es selbst mit einer Vorrede. Hierdurch geschmeichelt und ermuntert, fand ich mich noch mehr gereizt, das Werkchen der Lesewelt zu übergeben. Mit der größten Sorgfalt sammelte ich jene Beispiele; ich wollte früher auftreten, erwartete aber immer eine Vorerscheinung eines solchen Werks. Es kamen zwar einige Bücher über Blinde, aber nur im Allgemeinen, zum Vorschein, worinn freilich auch der blinden Tonkünstler, jedoch nur gelegentlich, gedacht war, eben so nur auch einzelne Geschichten; aber dieses Werk tritt das erste in dieser Art auf. Ich schmeichle mir daher, die Nachsicht und schonende Beurtheilung zu verdienen, die Jedem wol gewährt wer-

den darf, der den ersten Versuch macht, über etwas zu schreiben.

Da die Menschenthümlichkeit (Humanität) unserer Zeit so mächtig in allen Staaten fortschreitet, so kann es nicht fehlen, daß man jetzt dergleichen Dingen mehr Theilnahme schenken muß, als ehemals. Es haben sich in unsern Tagen nicht bloß einzelne Männer gefunden, die sich dem heiligen Geschäfte unterzogen, Helfer und Lehrer der Blinden zu werden; sondern es sind auch öffentliche, größere Anstalten in verschiedenen Staaten errichtet worden. Ausgezeichnet ist die Anstalt für Blinde, von den Herren Hauy und Bertrand in Paris, eben so die in Liverpool. In London selbst ist im Jahre 1800 eine Blindenanstalt von Herrn und Frau Hill

errichtet. Die erste Anstalt in unserm deutschen Vaterlande ist die zu Berlin, vom Hrn. Prof. Zeune. Jetzt besitzt auch Wien eine, und Dresden unter der Leitung des Hrn. Dr. Flemming. Es folgte Prag dem rühmlichen Beispiele; bald dürfte vielleicht auch München nachfolgen.

So wie für das gesammte Erziehungs- und Bildungswesen in unserm Preußischen Staate gesorgt wird: so wird auch mit ganz besonderer Sorgfalt von unserer milden Regierung die Bildung der Blinden beachtet.

Wenn ich übrigens voraussetzen darf, daß die Reichhaltigkeit der in diesem Buche angeführten, theils bekannten, großentheils aber unbekannten Thatsachen, und die daraus entspringenden Gedankenreihen einigen Reiz und Anziehungskraft für jeden fühlenden Menschen, vorzüglich für Tonliebhaber haben werden, so kann es auch nicht

fehlen, daß in kurzer Zeit dergleichen wichtigen Gegenständen auch neue Ansichten von Fähigern abgewonnen werden. Ich werde mich freuen, wenn meine Bahnung zu diesem neuen Wege, nicht ganz ihren wohlthätigen Zweck verfehlt hat.

Jedes Mitverdienst um diese Sammlung erkenn' ich dankbar an, und erlaube mir nur noch folgende Einschaltungen:

Boerse,

ein noch lebender blinder Orgeler in Amsterdam, von dessen Kunstgeschicklichkeit reisende Holländer dem Professor Zeune viel Rühmens machten.

Simson,

der starke Heerführer Israels, war von den Filistern gefangen und geblendet. Ein Sklav, der die Mühle trieb, saß er im Kerker. Einst feierte man im Dagonstempel ein Dankfest, und ließ ihn vorführen,

daß er zur allgemeinen Belustigung irgend ein Saitenspiel rührte. Zwei Hauptsäulen umreißend begrub sich der Held mit dreitausend Feinden unter den Tempeltrümmern.

Zu Seite 253 und 256.

Im Oktober dieses Jahrs war zu Amsterdam die erste Prüfung der 1808 von den Freimaurern gestifteten Anstalt für Blinde. Man sah diese Unglücklichen unter anderm auch das Klavier spielen. Die Feierlichkeit begann und endete mit einem von den blinden Kindern gedichteten, gesetzten und gedruckten Liede.

Meyer
in seinen Briefen über Frankreich, erzählt, daß täglich sechs Blinde zu Paris ein Tonspiel geben, welches mit Geschmack und Genauigkeit ausgeführt werde.

Carlshoff, bei Wriezen a. d. O.,
im Wintermond 1810.

Wilhelm Kühnau.

Pammer Konrad 2

Seitenweiser.

	Seite.
Der blinde Orgeler Anneuse zu Lille	1
Johann Sebastian Bach, vor,	1
und nach seiner Blindheit	17
Gesner's Anmerkung über Bach	26
Der blinde Orgelspieler Bibault	28
Boerse, Orgeler in Amsterdam; s. d. Einl.	
G. G. Boltze in Potsdam	29
Der augenkranke Stegreifsdichter A. Brandolini	30
Der blindgeborne Holländer Broomann	31
Caillot zu Paris	32
Castelain, geboren zu Warwick, ein blinder Tonwerkmeister	33
Corsepius, Vorsänger in Königsberg	33
Fabio de Curti zu Neapel	37
Sein Bruder Mario de Curti	37
Demodokos im Homer	40
Diodotus, ein Lehrer Cicero's	41
Der Flötenspieler Dülon	37
Sein blinder Schüler Ebell	42
Wilhelm Engel, Zögling in der Königl. Blindenanstalt zu Berlin	34. 51

Seite.

Friedrich von Erlach . . . 52. 247
Friedrich Wilhelm Escher . . . 251
Euler 42
vom Jahr 1735 — 66 einäugig . . 44
von 1766 — 83 völlig blind . . 46
von Eyck 53
Karl (Johann?) Ferdinand . . 54
Das blinde Harfenmädchen E. Fischer in Halle 55
Alexander Fritzieri . . . 57
Grave 58
H. Grothe 59
Händel, vor 60
und in seiner Blindheit; . . 85
er sagt Smith den Zwei- und Vollgesang im Judas Makkabäus ein . . 87
sein prachtvolles Grabmal im Westmünster zu London . . . 89
Einige Anmerkungen dazu . . 95
Heidemann in Stettin . . . 98
Helmbrecht, siehe Wendt. . . 99
Der blinde Dorfsänger Henze . . 100
Hering 102
Tonspielmeister Hertel . . . 102
Der blinde Sänger Homer aus Jonien 118

Seite.
Stellen aus Cicero, f. f. . . 129
Zwei Gedichtchen . . . 130
Hübner 131
Jacobi 131
Die Japanischen Weisen . . 135
Kehl 136
Die erste Künstlerinn auf dem Glasglockenspiel (Harmonika: erfunden von B. Franklin 1763.) die blinde Maria Kirchgeßner 137
Hans Knie 252
Kaspar Krumbhorn, der blinde Stimmler genannt . . . 140
Franz Landini, ein blinder Tonkünstler, Weltweiser und Sternseher, wird von zwei Fürsten mit dem Lorbeerkranz gekrönt 143
Der Harfner Lauer in Dessau . 144
Leopold zu Lübek . . . 145
Linnemann 146
Der blinde Hebräer Löbel ist die Veranlassung zu des großen Benda's Kunstgeschicklichkeit 146
Hofkammerrath von Mastiaux zu Bonn 147
Matcalf 151
Milton zu London . . . 151

Seite.

Johann Martin Neth, zu Itzehoe 160
Der blinde Keltenbarde Ossian (Oisian). 161
Ein Verzeichniß seiner Werke, nebst Anmerkungen : : : 169
Der blinde Otto in Braunschweig : 183
Weitsch, der Bildersaalaufseher zu Salzdahlen, und der Orgeler Otto in Braunschweig, eine rührende Geschichte 184
Maria Theresia Paradis, ein wahres Wunder : : : : 189
Der Prinz von Wallis, beehrt sie mit seiner Begleitung, auf der Kniegeige 192
Der große Pitt weint bei ihrem rührenden Spiele : : : 192
Martin Pesenti : : : 197
Der Orgeler und Glockner Pothoff zu Amsterdam, trägt bei seiner Orgelprüfung den Sieg über 22 Mitbewerber davon 198
Püdon : : : : 206
Der Augustiner Caspar de los Reyes 207
Die geschickte Tänzerinn de Salignac 207
Der Prof. der Tonkunst zu Salamanca, der blinde Franz von Salinas : 212
Johannes Scribanus lateinisches Gedicht auf ihn : : : 214
Magister Schönberger : : 215
Verspaar auf ihn : : : 218

Seite.

Sein Denkmal in der Kneiphofschen Kirche zu Königsberg , , 218
Der blinde Orgelbauer Schott , , 220
Simson. Siehe die Einleitung.
Die sinischen Fürstenlehrer , , 221
Der blinde Knabe Stanley zu London wird zum Orgeler erwählt , , 222
Fräulein von Steinecker , , 225
Johann Adam Ströhl , , 226
Joseph Strong, ein blindgeborner Weber in England, baut eine Orgel , , 227
Thamyris vor Homer , , 228
Johann Tugend, aus Ungarn , 231
Elisabeth Velkiers zu Genova , 232
Viehweger aus Mohrungen , , 233
Esther Elisabeth von Waldkirch zu Schafhausen , , , , 235
Der blinde Orgelspieler Wendt in Berlin, Großkünstler auf Flöte und Mundhauchspiel , , , , 237
Erfinder eines türkischen Spiels, in einem einzigen Triebwerke dargestellt, 238
eines Geläutes , , , 239
und fühlbarer Tonschrift für Blinde 240
Er sagt dem Verfasser ein Lautenspiel für die Orgel ein. S. d. Notenbeil.

Seite.
Xenokritos, der Wiederhersteller der Tonkunst zu Sparta . . . 242
Der blinde Ziegenhorn aus Eisleben 242

Anhang.

1. Einige Nachträge und Zusätze.

Tonkunde in Blindenanstalten . . . 253
Das Tonspiel der vier Blinden zu Bologna 256
Das Tonspiel der sechs Blinden zu Paris. Siehe die Einleitung.
Ein blinder Orgeler zu Amersfort . . 257
Ein blinder Schwede, Peter Johannsson 259
Vom Farbenfühlen, zwei Anmerkungen 257 u. 261
Ein blinder Professor der Größenlehre zu Cambridge 263

2. Gedichte.

Die Blindheit. Ein Trauerlied von Dr. Engel. (Aus dem Archiv der Zeit.) . 265
Räthsel von Schiller . . . 282
Der Blindheit Lieblichkeit und Furchtbarkeit Von Wilhelm Engel . . 283
Der blinde Gärtner Martin Pflug, in seinem Garten an der Hand eines Knaben. Aus dem Lustspiel: der blinde Gärtner, von August von Kotzebue . . . 285
Der blinde Martin Pflug. Von August von Kotzebue . . . 285

Seite.

Der Blinde an sich selbst. Von dem blinden Dichter von Baczko in Königsberg 286

Der Geschmack, Hochgesang von Klopstock 287

Das Gehör. An Hegewisch, den Blinden. Hochgesang von Klopstock . . . 291

Empfindungen eines blinden Greises am 23. Dez. 1809. (Aus dem Preuß. Hausfreund.) 294

Der Blindgewordene. Vom Gerichtsrath Loest. (Aus dem Pantheon.) . . 297

Die blinde Mutter. Aus dem Griechischen des Apollonidas, von J. Erichson. (Aus dem Prometheus.) . . . 300

Homer, nach dem Griechischen, von Herder 300

Homer. An Vater Bodmer; von Gr. L. von Stolberg . . . 301

An das Meer. Von Gr. L. von Stolberg 304

Bei Homers Bild. Von ebendemselben 305

Homer. Von Ludwig Hahn . . 306

Ossian von sich selbst. Stellen aus Fingal, Lora, Karthon . . . 306

Der Untersuchung würdig. Klopstock (im Gelehrtenstaat I Th. S. 178) . 308

Miltons Blindheit, nach seinem verlornen Paradiese 3r Gesang V. 1 — 55; übersetzt von Zachariä . . . 308

Seite.
Dülon über Augenärzte . . 315
An Dülon. Vom Mag. Krüger in Stralsund 315
An Dülon. Von der Geheimräthinn v. Rudloff (Aus dem Göttinger Musen-Almanach) 317
Auf den blinden Flötenspieler Dülon . 318
Dülon, der blinde Flötenspieler . 318
An Dülon auf die Reise. Von Schubart 320
Auf die blinde Großkünstlerinn Paradis. Von Bürger 322
Therese von Paradis. Ihr selbst gewidmet vom blinden Dichter Pfeffel . . 322
Lied der blinden Harfnerinn Elisab. Fischer zu Halle, gedichtet und gesetzt von Braune 326
Sehnsucht. Von dem blinden Franz Adolf Sachse. Aus seinem Leben entlehnt, worinn auch die Sangweise dieses Liedes . 329
Trost, dem blinden Wendt. Von Wilhelmine Kühnau, geb. Häseler . . 331
Blindenleiter. Von D. Christ Kühnau, Lehrer am Königl. Friedrich-Wilhelms-Gymnasium in Berlin . . . 332
Das verpfändete Auge. (nach der achten Fabel der isländischen Edda.) Von demselben 333

3. Notenbeilagen.

Lied des blinden Harfenmädchens in Halle. 337
Launenspiel für Orgel und Klavier, von Ch. F. F. Wendt . . . 338
Lied auf die Zurückkunft des Herrn Vorstehers Zeune, gedichtet von seinen Zöglingen Engel und Knie, gesetzt von ihrem Tonlehrer Hennig. 340

An-

Anneuse.

Mr. Anneuse zu Lisle in Frankreich, war ein wegen seiner Geschicklichkeit merkwürdiger blinder Orgelspieler, den D. Burney im Jahre 1770 daselbst kennen lernte; Er war Orgeler bey der St. Marienkirche.

Johann Sebastian Bach.

Dieser Reihnführer aller Orgelspieler gehört zu einem Geschlechte, welchem Liebe und Geschicklichkeit zur Tonkunst, gleichsam als ein allgemeines Geschenk, für alle seine Mitglie-

der, von der Natur mitgetheilt zu seyn scheinen. So viel ist gewiß, daß von Veit Bach, dem Stammvater dieses Geschlechts an, alle seine Nachkommen der Tonkunst ergeben gewesen. Es war dieser Veit Bach, im 16ten Jahrhundert, des Glaubens wegen, aus Ungarn getrieben worden, und hatte sich, nachher in Thüringen niedergelassen. Viele seiner Nachkommen haben auch in dieser Landschaft ihren Aufenthalt gefunden.

Unser Sebastian Bach war 1685, den 21. März zu Eisenach gebohren. Sein Vater Johann Ambrosius Bach, war Hof- und Stadtspieler daselbst. Er war kaum 10 Jahre alt, als er sich seiner Ältern durch den Tod beraubt sahe. Er begab sich nach Ordruff, zu seinem älteren Bruder, Joh. Christoph, Orgelspieler daselbst, und legte unter Anführung desselben den Grund zum Klavierspielen. Die Lust des kleinen Sebastian zur Tonkunst war schon in diesem zarten Alter ungemein groß. Er hatte

in kurzer Zeit alle Stücke, die ihm sein Bruder zum Lernen aufgab, in die Hand gebracht. Ein Buch voll Tonstücke, von den damahls berühmten Meistern, Froberger, Kerl und Pachelbel aber, welches sein Bruder besaß, wurde ihm, alles Bittens ungeachtet, versagt. Sein Eifer, immer weiter zu kommen, gab ihm also folgenden unschuldigen Betrug ein. Das Buch lag in einem mit Gitterthüren verschlossenen Schranke. Er holte es also, weil er es mit seinen kleinen Händen durch das Gitter langen, und das nur in Papier geheftete Buch im Schranke zusammenrollen konnte, des Nachts, wann alles zu Bette war, heraus, und schrieb es beym Mondenschein ab, weil er auch nicht einmahl eines Lichts mächtig war. Nach 6 Monaten war diese tonkünstige Beute glücklich in seinen Händen. Er suchte sich dieselbe insgeheim, mit brennender Begierde, zu Nutze zu machen, als zu seinem Leidwesen, sein Bruder dessen inne ward, und ihm seine

mit so vieler Mühe verfertigte Abschrift, ohne Barmherzigkeit wegnahm. Er bekam auch dies Buch nicht eher als nach seines Bruders Absterben wieder. Aber eben der, an gedachtes Buch gewandte nächtliche Fleiß, hat vielleicht den ersten Grund zu seiner nachmahligen Augenkrankheit und Blindheit, ja selbst seinem Tode gelegt.

Sebastian begab sich, nachdem sein Bruder gestorben war, in Gesellschaft eines seiner Schulfreunde, Nahmens Erdmann, der als Freiherr und Russ. Kayserl. Geschäftsbetrauter in Danzig gestorben ist, nach Lüneburg auf das dasige Michaelis-Gymnasium. Hier wurde er seiner schönen Stimme wegen, wohl aufgenommen. Einige Zeit nachher ließ sich einstmahls, als er im Chore sang, wider sein Wissen und Willen bey den Obertönen auch zugleich der tiefere Achtklang hören. Diese ganz neue Art von Stimme behielt er acht Tage lang, binnen welcher Zeit er nicht anders als in Acht-

klängen singen und reden konnte. Er verlohr hierauf die hohen Töne der Oberstimme, und zugleich seinen schönen Gesang. Von Lüneburg aus reiste er zuweilen nach Hamburg, um den damahls berühmten Orgelspieler an der Katharinenkirche Joh. Adam Reinke zu hören. Da er sich einst länger in Hamburg aufgehalten hatte, als es das Vermögen seiner Kasse erlaubte, so hatte er, bey seiner Zurückwanderung nach Lüneburg, nicht mehr als ein paar Schillinge in der Tasche. Noch nicht halb hatte er den Weg zurückgelegt, als ihn eine starke Eßlust anwandelte, und er zu dem Ende in ein Wirthshaus einkehrte, wo ihm bey dem köstlichen Geruch aus der Küche, die Lage, worin er sich befand, noch zehnmahl schmerzhafter vorkam. Mitten in seinen trostlosen Betrachtungen darüber hörte er ein knarrendes Fenster öffnen, und sahe, daß aus demselben ein paar Heringsköpfe auf das Kehricht geworfen wurden. Als einen ächten Thüringer, fing ihm beym An-

blick dieser Wesen der Mund zu wässern an, und er säumte keinen Augenblick, sich ihrer zu bemächtigen; und siehe, o Wunder! er hatte kaum angefangen, sie zu zergliedern, so fand er in einem jedem Kopfe einen dänischen Dukaten versteckt, welcher Fund ihn in den Stand setzte, nicht allein nun ein Mundtheil Braten zu seiner Mahlzeit hinzuzufügen, sondern auch noch mit Ehstem mit mehrerer Gemächlichkeit eine neue Wallfahrt zu Reinke zu unternehmen. Besonders ist es, daß der unbekannte Wohlthäter, der ohne Zweifel am Fenster gelauscht haben wird, um zu sehen, welchem Glückskinde sein Geschenk zu Theil werden würde, nicht die Neugierde gehabt hat, den Finder und dessen Eigenschaften näher zu untersuchen.

Von Lüneburg aus hatte Sebastian auch Gelegenheit, durch öftere Anhörung einer damahls berühmten Tongesellschaft, welche der Herzog von Zelle unterhielt, und die mehrentheils aus Franzosen bestand, sich mit dem

französischen Geschmacke, welcher zu der Zeit in dasigen Landen etwas ganz Neues war, bekannt zu machen.

Auf einer seiner Reisen nach Hamburg, ließ sich Bach einstmahls in der St. Catharinenkirche vor der Obrigkeit und andern Vornehmen der Stadt, über zwei Stunden lang, auf der Orgel hören: der fast hundertjährige Orgelspieler Reinke *) hörte ihm mit besonderm Vergnügen zu, und sagte ihm am Ende die Schmeichelei: Ich dachte, diese Kunst wäre gestorben, ich sehe aber, daß sie in Ihnen noch lebt.

Im Jahre 1703 kam er nach Weimar, und ward daselbst Hoftonkünstler. Das Jahr darauf erhielt er die Orgel-Stelle an der Neuen Kirche zu Arnstadt. Hier zeigte er ei-

*) Johann Adam Reinke war geboren 1623, den 27. April zu Deventer, und starb 1722, den 24. Nov. in Hamburg.

gentlich die ersten Früchte seines Fleißes in der Kunst des Orgelspielens und in der Tondichtung, welche er größtentheils durch das aufmerksame Lesen der Werke berühmter und gründlicher Tonsetzer, und durch eigenes Nachdenken erlernt hatte. In der Orgelkunst nahm er die Werke eines Bruhns, Reinke, Buxtehude und einiger guten französischen Orgelspieler zum Muster. Das Verlangen, so viel gute Orgelspieler zu hören, als ihm möglich wäre, trieb ihn einst zu Fuße, von Arnstadt nach Lübeck, um den dasigen berühmten Orgelmeister an der Marienkirche Dietrich Buxtehude zu behorchen. Er hielt sich daselbst, nicht ohne Nutzen, fast ein Vierteljahr auf, und kehrte sodann nach Arnstadt zurück.

Im Jahre 1707 wurde er zum Orgelspieler an der St. Blasiuskirche in Mühlhausen berufen; allein diese Stadt hatte nicht lange das Vergnügen, ihn zu besitzen. Eine im folgenden Jahre nach Weimar unternommene Reise,

und die Gelegenheit, sich daselbst vor dem Herzoge hören zu lassen, machte, daß man ihm die Hoforgelspieler-Stelle antrug, von welcher er sogleich Besitz nahm. Der Beyfall, den sein Spiel hier erhielt, feuerte ihn an, alles mögliche in dieser Kunst zu versuchen; wie er denn auch die meisten Orgelstücke hier gesetzt hat. Im Jahre 1714 wurde er zum Tonspielmeister ernannt. Als solcher setzte und führte er Kirchenspiele auf. Nebenher hat er in Weimar verschiedene brave Orgelspieler gezogen, unter welchen Johann Caspar Vogler, sein zweyter Nachfolger und Burgemeister daselbst, vorzüglich unsere Aufmerksamkeit verdient, da er nach Bachs Versicherung, der größte Meister auf der Orgel ist, den er gebildet hätte. *) Während der Zeit

*) Im Vorbeygehen kann ich mich nicht enthalten, hier etwas von diesem Caspar Vogler zu erzählen, das freylich nicht im Einklang mit seiner Kunstgeschik-

war der Orgelspieler und Tonvorsteher an der Marktkirche zu Halle, Zachau, mit Tode abgegangen, und Bach erhielt den Ruf zu diesem Amte. Er reiste auch wirklich nach Halle, und führte daselbst sein Probestück auf, fand aber Ursachen, dieser Stelle zu entsagen.

1717 rettete Bach die Ehre des deutschen Volks gegen den berühmten französischen

---

lichkeit stehen dürfte. So weit er nemlich als Künstler gekommen war, so weit war er noch in dem Hofzwange zurück. Als ihn der Herzog zum erstenmahle mit Erstaunen und Bewunderung auf der Orgel gehört hatte, und ihn sogleich auf sein Zimmer kommen ließ, um ihn in den schmeichelhaftesten Ausdrücken seiner Gnade zu versichern, gerieth Vogler, als die Reihe zu reden an ihn kam, über den Titel in große Verlegenheit, mit dem er den Herzog anreden sollte. Endlich glaubte er, nicht wenig zu thun, wenn er ihn Ihro Geliebten nannte. Es blieb also, so oft er den Herzog anredete, bey Ihro Geliebten; und wer weiß wie lange noch nachher, denn der Herzog war damit zufrieden.

Orgelspieler Marchand (Ritter vom heil. Michaelsorden, Königl. Orgelspieler zu Versailles und Paris, geb. in Lyon 1669, gest. 1737 in den mitleidswürdigsten Umständen), dem der König von Pohlen eine Besoldung von einigen tausend Thalern angeboten hatte, wenn er zu Dresden bliebe; und zwar auf folgende Weise. Der damahlige Tonspielmeister Jean Baptiste Volumier in Dresden, dem Bachs Verdienste bekannt waren, schrieb an ihn nach Weimar, und lud ihn zu einem tonkünstlerischen Wettstreit mit dem aufgeblasenen Marchand, der allen deutschen Tastenspielern Hohn spräche, nach Dresden ein.

Bach nahm diese Einladung an, und reiste ohne Verzug nach Dresden. Volumier verschaffte ihm Gelegenheit, seinen Gegner erst im Verborgenen zu hören. Als sich Marchand hier unter andern mit einem vielfach veränderten französischen Liedchen hören ließ, und sowol wegen der in den Veränderungen an-

gebrachten Künste, als wegen seiner glänzenden und feurigen Ausführung sehr beklatscht worden war, so wurde der neben ihm stehende Bach aufgefordert, den Flügel auch zu versuchen. Er genügte der Aufforderung, spielte kurz vor, doch mit Meistergriffen, und ehe man es sich versah, so wiederholte er das vom Marchand gespielte Liedchen, und veränderte es, mit neuer Kunst, auf eine noch nicht gehörte Art, ein Dutzend Mahle. Marchand, der bisher allen Orgelhelden Trotz geboten hatte, mußte ohne Zweifel die Ueberlegenheit des Deutschen anerkennen. Denn da Bach sich die Freiheit nahm, ihn zu einem freundschaftlichen Wettstreit auf der Orgel, mit Wissen des Königs, einzuladen, und ihm zu dem Ende einen auf ein Blättchen Papier mit einem Bleistift entworfenen Satz, zur Ausarbeitung aus dem Stegreif, darbot, und sich dagegen einen von ihm ausbat: so war der Erfolg dieser Einladung ganz sonderbar. Bach erschien zur rechten

Zeit auf dem Kampfplatze in dem Hause eines Staatsdieners, wo sich eine große Gesellschaft von Personen beyderley Geschlechts, und hohem Range versammelt hatte. Marchand ließ lange auf sich warten. Man schickte endlich in seine Wohnung, mußte aber zur größten Verwunderung hören, daß er, an eben dem Tage, frühmorgens mit außerordentlicher Post aus Dresden abgereist sey. Bach ließ sich also allein in seiner ganzen Kunst hören, ließ der Geschicklichkeit des französischen Meisters alle mögliche Gerechtigkeit widerfahren, und bedauerte nur, daß er ihn nicht auf der Orgel gehört hätte. Nach seiner Zurückkunft nach Weimar, erhielt er vom Fürsten Leopold von Anhalt-Köthen den Ruf als Tonmeister, dem er noch in demselben Jahre folgte.

Im Jahre 1722 starb zu Leipzig der berühmte Tonvorsteher, Vorsänger und Orgelspieler an der Thomaskirche, Johann Kuhnau, und im folgenden Jahre ward Bach vom Rath

zu Leipzig an dessen Stelle *) berufen. Er folgte diesem Rufe, ob er gleich seinen Fürsten ungern verließ. Die Vorsehung schien ihn, noch vor dem bald darauf erfolgten Tode dieses Fürsten, von Köthen entfernen zu wollen, damit er wenigstens bey diesem traurigen Falle nicht gegenwärtig wäre. Er verfertigte in Leipzig ein Trauerstück auf diesen Todesfall, das er zu Köthen in eigner Person aufführte. Nicht lange darauf bekam er von dem Herzog

*) Diese ehrenvolle Stelle bekleideten: Johann Urban, im Jahre 1439. George Rhav, 1520. Wolfgang Jünger, von 1536 bis 1540. Seth Colvisius, 1594 bis 1615. Johann Hermann Schein, 1615 bis 1630. Tobias Michaelis, 1632 bis 1657. M. Sebast. Knüpfer, 1664. Johann Schelle, 1677 bis 1701. Johann Kuhnau, 1701 bis 1722. Johann Sebast. Bach, 1723 bis 1750. Gottlob Harrer, 1751 bis 1755. Johann Friedrich Doles, 1755 bis 1789. Johann Adam Hiller, 1789 bis 1801. August Eberhard Müller, von 1801 bis 1809. Schicht, 1810.

von Weissenfels den Tonmeister-Titel, und 1736 ward er zum Königl. Pohl. und Churf. Sächs. Hoftondichter ernannt, nachdem er sich vorher einigemahl in Dresden, vor dem Hofe, und den dasigen Tonkennern mit großem Beyfall auf der Orgel hatte hören lassen. Im Jahre 1747 that er eine Reise nach Berlin, und fand Gelegenheit, sich vor dem großen Könige in Potsdam hören zu lassen. Friedrich gab ihm selbst einen Satz zu einer Fuge auf, die Bach sogleich, auf einem Pianoforte sehr gelehrt und künstlich durchführte. Hierauf verlangte der König eine sechsstimmige Fuge zu hören, und Bach leistete diesem Befehle sogleich, über einen selbstgewählten Satz, Genüge. Nach seiner Zurückkunft nach Leipzig brachte er eine dreystimmige Kunstfuge*) nebst

*) Ricercata dies Wort brauchen sowol Galilei in seinem Gespräch della musica antica e moderna, Tero in seinem musico testore, Penna in seinem

noch einigen andern Kunststücken, über den vom König ihm aufgegebenen Satz zu Papiere, und widmete sie, in Kupfer gestochen, demselben.

Sein von Natur blödes Gesicht, welches durch seinen übermäßigen Eifer im Arbeiten, wobey er, sonderlich in der Jugend, viele ganze Nächte hindurch saß, noch mehr geschwächt worden war, brachte ihm eine böse Augenkrankheit zu wege. Er wollte dieselbe, auf Anrathen

---

delli arbori musicali, Johann Krieger in seiner Klavierübung, als auch Prätorius in seinem syntagma als ein Hauptwort, und die letztern besonders von einer künstlichen Fuge. Andere setzen dafür ricercare, recherche, wenn Brossard schreibt: es sey eine Präludion- oder Fantaisie-Art, die auf der Orgel, Claviercymbel, Theorbe ꝛc. gespielt werde, wobey es scheine, als suche der Tonsetzer die wohllautigen Gänge, die er hernach in den einzurichtenden Theilen anwenden wolle.

rathen einiger Freunde, welche auf einen damahls in Leipzig angelangten Augenarzt viel Vertrauen setzten, durch einen Staarstich heben lassen; dieser aber, ungeachtet er immer wiederholt werden mußte, lief schlecht ab. Er verlohr daher nicht allein das Gesicht gänzlich, sondern sein übrigens gesunder Körper ward durch diese traurigen Zufälle, und durch den Gebrauch schädlicher Arzneien und andrer Nebendinge gänzlich verdorben: so daß er darauf ein völliges halbes Jahr, fast immer kränkelte. Sein großes Fugenwerk wurde durch seine Blindheit unterbrochen. *) Einem Freunde sagte er in seiner Blindheit einst die bekannte Kirchenweise ein: Wenn wir in höchsten Nöthen sind. **) Zehn Tage vor seinem Tode schien es sich unvermuthet mit seinen Augen zu bessern, so daß er einst

*) s. Schmidts musikal. Theologie. 1754.

**) s. Kühnaus Choralbuch. Berlin 1 Th.

des Morgens wieder recht gut sehen und auch das Tageslicht wieder ertragen konnte. Doch er sah die schöne Welt, um sie zum letztenmahl gesehen zu haben. Einige Stunden nemlich hierauf ward er von einem Schlagflusse überfallen; auf diesen folgte ein hitziges Fieber, an welchem er auch am 28. Juli 1750 sanft verschied.

Die Werke, die man ihm zu danken hat, bestehen in gedruckten und ungedruckten. Die gedruckten oder vielmehr in Kupfer gestochenen sind folgende.

1. Klavierübungen 1r 2r 3r Theil.
2. Eine Arie mit 30 Veränderungen.
3. 6 dreistimmige Vorspiele, zu 6 Gesängen für die Orgel.
4. Einige kreisfugige (canonische) Veränderungen über den Gesang: Vom Himmel hoch da komm ich her.
5. 2 Fugen, 1 Dreispiel (Trio), einige Kreisfugen (Canons) über den vom König

Friedrich dem Zweiten, aufgegebenen Satz, unter dem Titel: Bachs musikalisches Opfer.

6. Kunst der Fuge. Dies Werk enthält alle Arten der Stimmenwechsel (Contrapunkte) und Kreisfugen über einen einzigen Hauptsatz. Seine letzte Krankheit hat ihn verhindert, nach seinen Entwürfen, die letzte Fuge, welche 4 Sätze enthalten, und in allen 4 Stimmen umgekehrt werden sollte, bis zum Ende auszuarbeiten. Dies Werk erschien erst nach seinem Tode.

7. Vierstimmige Kirchen= (Choral) Gesänge gesammelt und herausgegeben von K. Ph. Em. Bach. 1r und 2r Th. 1765 und 1769.

Seine noch ungedruckten Werke findet man in Hillers Lebensbeschreibungen berühmter Tonkünstler aufgezeichnet.

Zweimahl ist unser Bach verheirathet gewesen. Das erstemahl mit der jüngsten Tochter des Johann Michael Bach. Aus dieser Ehe hat er sieben Kinder, fünf Söhne und

zwei Töchter gehabt. Die merkwürdigsten davon sind, der ehemal. Tonvorsteher (Musikdirektor) und Orgelspieler an der Marktkirche zu Halle, Wilhelm Friedemann, und der berühmte Ton(Kapell)meister zu Hamburg Karl Philipp Emanuel. Diese Ehe dauerte nur dreizehn Jahre; denn 1720 wiederfuhr unserm Johann Sebastian, in Köthen, der empfindliche Schmerz, daß er bei seiner Rückkunft von einer Reise, die er mit seinem Fürsten nach Carlsbad gethan hatte, seine Gattin todt und begraben fand. Die erste Nachricht, daß sie krank gewesen, und gestorben war, erhielt er nicht eher als beim Eintritt in sein Haus. Er verheirathete sich 1721 zum zweyten Mahle mit eines Hoftrompeters Tochter aus Weissenfels. Von dreizehn Kindern blieben sechs am Leben, und von diesen sind zu merken: der Schaumburg-Lippische Tonspiel(Conzert)meister, Johann Christoph Friedrich, und der sogenannte englische Bach, Jo-

hann Christian. Von seinen Schülern sind besonders bemerkenswerth: Altnikol, Orgelspieler zu Naumburg, sein Eidam; Goldberg, Kammertonkünstler des Grafen Brühl in Dresden; Agricola, Königl. Preuß. Hoftonsetzer; Krebs, Gothaischer Hoforgelspieler zu Altenburg; Kirnberger, Hoftonkünstler der Prinzinn Amalia, in Berlin; Homilius, Tonvorsteher an der Kreuzkirche in Dresden; Kittel, Orgeler an der Raths- und Predigerkirche zu Erfurt, geboren daselbst 1724. Noch bis auf den heutigen Tag hält man es für eine Ehre, den Unterricht dieses großen Mannes genossen zu haben; so daß sich Mancher für dessen Schüler ausgiebt, der es gleichwohl niemahls gewesen ist.

Hat jemahls ein Tondichter die Vollstimmigkeit in der Stärke gezeigt, so war es gewiß Johann Sebastian Bach. Hat jemahls ein Tonkünstler die verborgensten Geheimnisse des Wohlklangs zur künstlichen Ausübung ge-

bracht: so war es gewiß eben derselbe. Als Klavier- und Orgelspieler kann man ihn für den stärksten seiner Zeit halten; den besten Beweis davon geben seine Orgel- und Klavierstücke ab. Auf dem Trittwerke (Pedal) konnte er mit beiden Füßen Sätze ausführen, die manchem nicht ungeschickten Spieler zu schaffen machen würden, wenn er sie mit den Händen herausbringen sollte. Die steife Art, womit zu seiner Zeit die Kniegeige (Violoncell) behandelt wurde, nöthigte ihn, bei den lebhaften Bässen in seinen Werken, zu der Erfindung der Viola pomposa, welche bei etwas mehr Länge und Höhe als die Armgeige (Bratsche), zu der Tiefe und den vier Saiten der Kniegeige, noch eine fünfte (Quinte) hatte, und an den Arm gesetzt wurde; dies bequeme Spiel setzte den Spieler in den Stand, die hohen und geschwindern Gänge leichter auszuführen.

Dies war der Mann, der, wie Marpurg

sagt, die Gaben und Vollkommenheiten mehrerer großer Männer, in sich vereinigte. Sein Leben haben aufgezeichnet Walther, Mizler in seiner musikalischen Bibliothek, und Hiller in seinen Lebensbeschreibungen.

Gemahlt hat ihn Hausmann, und 1774 hat ihn Küttner in Kupfer gestochen.

Folgende Geschichte dürfte vielleicht hier folgen, weil ich nicht das Jahr angeben kann, in dem sie sich zugetragen. Ein Tonkünstler reiste, und kam in eine Stadt (so erzählt uns Marpurg in seiner Legende der Musikheiligen), wo sich ein sehr geschickter Orgelspieler befand, in dessen Kirche zwei Orgeln waren, eine größere und eine kleinere.

Er machte mit ihm Bekanntschaft und sie wurden beide einig, zu ihrem Vergnügen auf den beiden Orgeln einander zu verführen (das ist das Schulwort) und in allerlei Arten von Launenspielen, Doppel-, Drei- und Vierspielen

gefugt und ungefugt, abwechselnd ihre Kräfte zu versuchen. Der Wettstreit wurde eine Zeitlang mit ziemlich gleichen Kräften fortgesetzt; mit der Zusammenstimmung (Harmonie), mit welcher der eine auf seiner Orgel absetzte, fing der andre auf der seinigen wieder an, und führte das wohllautige Gewebe fort. Der folgende Spieler vollendete das unvollkommen gelassene Klangmaß des vorhergehenden, und es schien, als ob die vier Hände und vier Füße von einem einzigen Kopfe geleitet würden. Nach und nach fing der Fremde an, die versteckteren Künste des reinen Satzes und der Tonfolge zu Hülfe zu nehmen. Er bediente sich der Verdoppelung und Theilung gewisser Sätze, vereinbarte mehrere Grundbegriffe, versetzte sie in die Gegenbewegung, brachte eine engere Nachahmung (allastretta) an, und fiel mit einem Mahle in die allerentfernteste Tonart. Der Orgelspieler des Orts merkte, was der andre machte, er suchte ihm

nachzuahmen und es entstanden im Wohllaut Lücken; er fing an zu suchen, stolperte, kam wieder ins Geleise, aber auch wieder in neue Irrwege, aus welchen er sich schlechterdings nicht herauswinden konnte. Er stand also von seinem Griffbrett auf, lief zu seinem Gegner, dem er den Kampfpreis zuerkannte; ersuchte ihn, sein kunstreiches Orgelspielen so lange allein fortzusetzen, wie es ihm beliebte, bewunderte und umarmte ihn, und sagte zu ihm, daß er entweder Sebastian Bach, oder ein Engel vom Himmel seyn müßte. In der That war es Sebastian Bach, mit welchem der Orgelspieler sich nicht gemessen haben würde, wenn er ihn gekannt hätte.

Friedrich der Große, der das Nichtsbewundern des Horaz in einem hohen Grade sich angeeignet hatte, stand mehr als einmahl hinter dem großen Bach, wenn er Töne aus dem Tastenspiel (Klavier) zauberte, stieß dann mit seinem Krückstock auf den Boden,

und rief aus: Nur ein Bach! nur ein Bach! Alles was zu Bachs Lobe gesagt worden ist, bestätigt noch mehr das Zeugniß, das ihm sein ehemaliger Amtsgenoß an der Thomasschule zu Leipzig, der nachherige Hofrath und Hochlehrer zu Göttingen, der gelehrte Gesner giebt. In seiner Ausgabe des Quinctilian, wo im zwölften Abschnitt des ersten Buchs, von einem Zithersänger die Rede ist, der aus dem Gedächtniß mit beiden Händen auf der Zither spielt; auch sogar die Füße nicht ruhig läßt, sondern nach dem Zeitmaß dazu tanzt, setzt Gesner in einer lateinischen Anmerkung folgendes hinzu, die ich hier also verdeutsche:

„Solches alles, mein Fabius, würdest du für nichts halten, wenn du von den Todten auferstehen nnd sehen könntest, wie Bach, ich nenne nur den einen, weil er unlängst an der Leipziger Thomasschule mein Amtsbruder war, wie er mit beiden Händen und allen Fingern sowol unser Saitenspiel handhabt, welches

allein viele Zithern in sich faßt, als auch jene Orgel der Orgeln, deren zahllose Pfeifen Bälge beseelen, hier mit beiden Händen, dort mit hurtigen Füßen durchläuft, und, er allein, ganze Heere der verschiedensten und doch unter sich so einhelligen Töne entlockt; wenn du diesen, sag ich, sähest, während er das thut, was mehrere eurer Zitherspieler und tausend Flötenspieler nicht thun würden, nicht mit einer Stimme eben hallend, gleich dem Zithersänger, und seine Rolle durchführend, sondern auf alle zugleich gespannt, von dreißig bis vierzig Tonspielern, den mit einem Wink, einen andern mit einem Fußstampf, den dritten mit drohendem Finger zum Tonhalt und Zeitmaß rückrufend; diesem mit hoher, dem andern mit tiefer, dem dritten mit mitteler Stimme vortönend, wie er tönen soll, und wie sogar der einzige Mensch, beim größten Getöse der Mitspieler, selber den allerschwersten Stand habend, dennoch so-

gleich ahnt, wann und wo etwas mißtönt, und in Ordnung all' erhält, und überall beispringt, und wo es wankt, herstellt, allen Theilen den Verhalt, alle Wohllaute, er der Eine, mit feinem Ohre messend, alle Stimmen, er der Eine, aus seiner einen — engen Kehle gebend! Sonst ein hoher Gönner des Alterthums, acht' ich doch, mein einer Bach, und wer ihm etwa gleich, umfaßt viele Orpheus und zwanzig Arion's.

Bibault.

Ein blinder Orgelspieler zu Meaux in Brie, in der Champagne, an der Domkirche. Er lebte um's Jahr 1754, und war ein Schüler des berühmten Hoforgelers Daquin zu Paris *) und erhielt zuerst die Orgel der Quinze-vingts zu Paris.

---

*) Daquin starb 1772 in Paris. Er und Mar-

Boltze.

Vor mehrern Jahren starb zu Potsdam der dasige Vorsänger und Orgelspieler an dem großen Waisenhause, Nahmens Boltze. Er war im Dienste blind geworden, und blieb es bis an seinen Tod. Dessenungeachtet mußte ihn seine Frau jedesmahl zum Gottesdienste in die Besatzungs- (Garnison) Kirche führen, wo er sein Amt mit Fleiß, Geschicklichkeit und Treue verwaltete. Mein seel. Vater stand mit ihm im Briefwechsel, und hat im zweiten Theil seiner Kirchengesänge einige Lieder für Kinder beygefügt, welche Boltze

---

chand waren, obgleich in der Kunst Nebenbuhler, doch beständige Freunde. Beyde gestanden sich einander zu, daß sie sich gewachsen wären. Das letztemahl, als Marchand seine Orgel bey den Franziskern spielte, sagte er gerührt im Herausgehen die Worte: Leb wohl, liebe Wittwe, Daquin allein ist deiner würdig. —

sehr wohllautig und für den Schulgesang passend, gesetzt hat.

Brandolinus.

Aurelius Brandolinus, ein guter Redner, geschickter Dichter, und gelehrter Tonkünstler aus Florenz gebürtig, wurde wegen seiner triefenden Augen Lippus genannt. Er lehrte aber dessenungeachtet auf Kaiser Matthias Befehl, zu Ofen und Gran in Ungarn die Beredsamkeit, wurde hierauf zu Florenz ein Einsiedler (Eremit) des Augustinerordens, und starb im Jahr 1498 zu Rom an der Pest. Seine herausgegebenen Schriften, worunter sich nichts Tonkünstiges befindet, werden von Pocciantio S. 21. Catal. Scriptorum Florentinorum angeführt.

Als man einstmahls diesem blinden Stegreifsdichter (Improvisatore), das Lob der berühmten Männer des Alterthums, die Verona hervorgebracht hat, aufgab, sang er

auf der Stelle das Lob des Catull, des Cornelius Nepos und des jüngern Plinius, in bewundernswürdigen Versen. Ein andermahl erhielt er die Naturgeschichte des Plinius zur Aufgabe, und gab einen Auszug des ganzen Werks, Buch für Buch, in Versen, ohne auch nur einen bedeutenden Umstand zu übergehen.

Broomann.

D. Ludwig Broomann, ein blindgebohrner Holländer, welcher 1597 zu Brüssel gestorben, wird vom Vossius im ersten Buch de natura artium K. 4. artium liberalium Doctor, Juris Candidatus, et musicae Princeps genannt. In der Franziskerkirche zu Brüssel lautet seine Grabschrift folgendermaßen:

D. O. M.
Ludovico Broomanno
Jacobi et Corneliae Verheyle Wighen F.

a nativitate coeco,
artium liberalium Doctori,
Jurisprud. Candidato, Musicesque Principi:
Geertrudis Keysers,
Jodoci ex Maria Cleerhaghen F.
merito B. M. sibique pos.
Vixit annos LXIX.
Obiit VIII. Jan. MDXCVII.

Caillot.

In der Blindenanstalt des Herrn Hauy zu Paris ist vorzüglich ein blinder geschickter Tonkünstler, Nahmens Caillot, merkwürdig. Er spielt mehrere Tonwerkzeuge fertig, und hat sich mit einem blinden in dieser Anstalt erzogenen Frauenzimmer, die sich durch ihr Spiel auf dem Fortepiano auszeichnet, verheirathet; die Frucht dieser besondern Ehe ist eine sehende Tochter, die schon frühzeitig viel Anlage für die Tonkunst verräth.

Castelain.

Castelain oder Castellanus, ein Blindgeborner in Flandern, welcher nach dem Zeugniß des Guicciardius ein sehr geschickter Zimmermann war. Er verfertigte alle Tonwerkzeuge, Lauten s. f. sogar Orgelwerke, stimmte sie rein, und spielte dieselben auch ganz gut.

Corsepius.

Geboren zu Passenheim, in Ostpreußen 1776, verlohr durch die Blattern, die er im sechsten Jahre bekam, beide Augen. Sein Vater, ein Prediger, hatte den Anfang des Unterrichts seines Sohnes, damit gemacht, ihn lesen, schreiben und zeichnen zu lehren. Zum letztern bewies der Knabe viel Lust, und der Vater strebte mit großem Fleiß dahin, ihn zu bilden. Durch die eintretende

Blindheit äusserst gebeugt, wußte der Vater lange nicht, was er mit seinem Sohne anfangen sollte. Doch bald fand sich eine Gelegenheit. Der sechsjährige Corsepius zeigte besonders viel Aufmerksamkeit, wenn ein Freund, der seinen Vater zuweilen besuchte, auf dem Klaviere spielte; und nun kam dieser auf den Gedanken, dem Knaben einen leichten Kirchengesang zu lehren, um seine Fähigkeit zu prüfen. Die Leichtigkeit, mit der der Knabe faßte, und seine Liebe zur Tonkunst bestimmten nun den Vater, ihn ordentlich in derselben zu unterrichten, worin er schnelle Fortschritte machte, und sogar durch bloßes Beschreiben und Vorsagen das Notengebäude erlernte. Man durfte ihm nur das Zeitmaß und die Nahmen der Tonzeichen vorsagen, so spielte er ein jedes Stück, und behielt es mit Leichtigkeit. *)

---

*) Ein ähnliches Beispiel sah ich in der Blin-

Weil er sich jetzt ganz auf die Tonkunst legen wollte; lernte er auch die Orgel spielen, und bei der Gelegenheit, da sein jüngerer sehender Bruder einen Dienst als Schulmeister bekam, womit zugleich die Stelle eines Orgelspielers verknüpft war, dieser aber ganz und gar keine Tonkunst verstand, so zog unser Corsepius zu seinem jüngern Bruder, versah das Orgelspielen, unterrichtete ihn aber dabei in der Tonkunst selbst, und

---

denanstalt des Herrn Dr. Zeune in Berlin: Ich hörte den Zögling Wilhelm Engel aus Kolberg, auf dem Klaviere und der Flöte spielen, und brachte ihn einige Tage darauf auf die Orgel in der Französischen Kirche, und erkannte da erst recht sichtbar, zu meinem höchsten Vergnügen, den mühsamen Fleiß und die väterliche Sorgfalt seines verehrungswürdigen Lehrers. Ueberhaupt ist es werth, diese Anstalt zu besuchen; sie steht dem Besuche der Fremden jeden Mittwoch von zehn bis zwölf Uhr offen, und ist jetzt in der Gypsgasse, 11.

brachte ihn binnen ein paar Jahren so weit, daß dieser es nun allein thun konnte.

Hierauf bezog er die hohe Schule zu Königsberg, wurde von Gutdenkenden unterstützt, und legte sich vorzüglich auf Orgel- und Klavierspiel. Ob er gleich alle Blaszeuge spielte; so konnte er doch darin nicht, seinem Wunsche gemäß, etwas außerordentliches leisten, weil ihm sein Vermögen nicht gestattete, sich gute Tonwerkzeuge zu kaufen.

Es ist bemerkenswerth, daß er allerlei Gegenstände aus Wachs bildet, auch aus Holz und Erz manche künstliche Dinge verfertigen kann.

Er hat durch die Gnade unsers guten Königs die Zusicherung erhalten, nachdem er zuvor geprüft worden war, bei nächster Gelegenheit, eine Orgelstelle, mit der kein Schulunterricht verbunden ist, zu erhalten.

Gegenwärtig ist er Vorsänger am Waisenhause zu Königsberg, wo er auch einige

Knaben in der Tonkunst unterrichtet, die gute Fortschritte machen.

Fabio de Curti.

De Curti war ein ums Jahr 1570 zu Neapel lebender vortrefflicher Weltweiser, Dichter und Tonkünstler, der dabei stockblind war, wie Walther in seinem Wörterbuch der Tonkunst berichtet.

Mario de Curti.

Ein ebenfalls blinder Bruder des Fabio de Curti zu Neapel, der sich gleichen Ruhm in den Tonwissenschaften erworben hat.

Dulon.

Dieser in unsern Tagen wegen seines außerordentlichen Tonsinnes und seiner Kunst und Geschicklichkeit auf der Flöte und dem

Klaviere berühmte Künstler, ist 1770 zu Stendal, nach Andern zu Oranienburg geboren, und verlohr im zweiten Monat seines Lebens das Gesicht. Als Knabe hörte Dulon einst zufällig einen blinden Tonkünstler, den ein Puppenspieler bei sich hatte, die Flöte blasen und dieses machte in ihm den Gedanken rege, sich auch mit der Flöte zu beschäftigen.

Er erhielt zuerst von seinem Vater, einem Schüler Quanzens, Unterricht auf diesem Tonwerkzeuge, und von dem würdigen Orgelspieler Angerstein in Stendal, Unterricht auf dem Klaviere. Er wurde Meister auf der Flöte, so daß er in seinem dreizehnten Jahre 1783 anfing, seine Reisen in die vorzüglichsten Städte und an die vornehmsten Höfe Europa's anzutreten. Er stand eine geraume Zeit lang bei der Tonkünstlergesellschaft (Kapelle) des damaligen Großfürsten von Rußland, nachherigen Kaiser Paul, zu

St. Petersburg. Er bringt die schwersten Tonspiele, Zwei- und Alleinspiele (Solo's) auf der Flöte mit außerordentlicher Leichtigkeit und Reinheit heraus, trägt sehr schwere Stellen aus Sebastian Bachschen Fugen, mit Bestimmtheit und ohne Anstoß auf dem Klaviere vor, tondichtet und sagt seine Tondichtung Andern mit der größten Genauigkeit in die Feder, so daß auch kein Halt (Pause), kein Bogen über den Noten fehlen darf. Er behält ohne Mühe nicht bloß alles, was ihm vorgespielt wird, sondern verändert auch sogleich jeden ihm gegebenen Satz, und sein Gedächtniß ist von solcher Stärke, daß er mehr als dreihundert Flötentonspiele auswendig weis.

Er hat durch Vorlesung sehr mannichfaltige Kenntnisse erhalten, auch sich mit günstigem Erfolge mit der Dichtkunst beschäftigt. Eben so hat er während seines Aufenthalts in St. Petersburg durch den Professor Wol-

ke fühlbare Schriftzeichen kennen gelernt, durch deren Zusammensetzung er sich manches aufzeichnen, selbst andern seine Gedanken mittheilen kann.

Demodokos.

Auch Demodokos, der gepriesene Harfner der Fäaken im achten Buche der homerischen Odyssee, war, nach der fast von allen Barden herrschenden Vorstellung des ganzen Alterthums, des Lichtes beraubt.

Herzlich liebt' ihn die Mus' und gab ihm Gutes und Böses:
Denn sie nahm ihm die Augen, und gab ihm süße Gesänge.

Als Odysseus auf seiner Irrfahrt zum Könige Alkinoos kam, heißt es bei Homer:

Jener rauscht' in die Saiten, und hub den süßen Gesang an,

Ueber des Ares Lieb' und der reizenden Afro-
dite.

u. s. w.

Diodotus.

Dieser Lehrer des Cicero, ein Stoiker, lebte viele Jahre in Cicero's Hause blind. Folgendes ist das Ehrenmal, welches ihm der dankbare Schüler in den tuskulischen Untersuchungen setzt. „Dieser Mann, — fast ist es unglaublich, — beschäftigte sich jetzt noch weit eifriger mit der Weisheit, als vorher, trieb nach Art der Pythagoräer Tonkunst, ließ sich Tag und Nacht aus Büchern vorlesen, zu welchem allen er freilich die Augen eben nicht nöthig hatte; aber selbst in der Meßkunst, wo man denken sollte, er hätte die Augen gar nicht entbehren können, gab er Unterricht, indem er seinen Schülern vorsagte, von welchem Punkte aus, und wohin sie ihre Striche ziehen sollten."

Ebell.

Im März 1808 ließ sich in einem Tonspiele des blinden Dülon in der Schloßbühne zu Hannover, dessen blinder Schüler Ebell hören. Er ist ein Sohn des Hofraths Ebell zu Bremen, ein Knabe von zwölf bis dreizehn Jahren. Er spielt die Flöte sehr brav, und berechtigt zu den größten Erwartungen. Seine Jugend, sein Tongeist, seine Blindheit zog an, und rührte die Zuhörer, welche ihm den lautesten Beyfall zollten. Möge sich dieser Kleine auch durch dies kleine Denkmahl, welches ich ihm hier setze, aufgemuntert fühlen, in der herrlichen Kunst der Euterpe wacker fortzuschreiten!

Euler.

Auch er gehört in diese Sammlung, wo nicht als ausübender Künstler selbst, so doch um so ausgezeichneter, als Tonschriftsteller.

Ob er gleich nicht sein ganzes Leben hindurch blind war, schrieb er doch während seiner Blindheit wichtige Abhandlungen, und nutzte auf diese Art der Welt so, daß ihm auch im gegenwärtigen Ehrentempel ausgezeichneter Blinden, ein, wenn gleich nur geringes Denkmahl, zu errichten, angenehme Pflicht ist.

Leonhard Euler, Lehrer der höhern Meßkunde, ordentliches Mitglied des Kaiserlichen Gelehrtenvereins zu St. Petersburg und Ehrenmitglied vieler andern gelehrten Vereine und Gesellschaften, ward geboren den funfzehnten April 1707 zu Basel. Sein Vater war Paul Euler, Prediger zu Riehen, und seine Mutter Margarethe Brucker. Er weihte sich anfänglich der Gottesgelehrtheit zu Basel, und zeichnete sich schon frühzeitig aus, so daß er im sechzehnten Jahre seines Alters die Magisterwürde erhielt. Mit Eifer trieb er nun das Fach der Gottesgelehrtheit und

der morgenländischen Sprachen. Er besuchte auch fleißig die Vorlesungen der Aerzte zu Basel. 1727 schrieb er eine lateinische Abhandlung über Wesen und Fortpflanzung des Schalles, die für die Klanglehre (Akustik) sehr wichtig ist. Er ging nach Petersburg und ward Gehülfe (Adjunkt) für die größenlehrige (mathematische) Klasse der Akademie, 1730 Professor der Naturlehre, und drei Jahre darauf der Größenlehre. Das Jahr 1735 hatte einen großen Einfluß auf sein übriges Leben. Es sollte in der Geschwindigkeit eine Berechnung von Sterntafeln gemacht werden, wozu mehrere Mitglieder des Gelehrtenvereins einige Monate Zeit verlangten. Euler vollendete zu seinem Unstern die ganze überaus mühsame Arbeit in drei Tagen. Durch diese außerordentliche Anstrengung, zog er sich nämlich ein heftiges Fieber zu, und hatte das Unglück, auf dem rechten Auge zu erblinden.

Schon im folgenden Jahre gab er wieder ein wichtiges bewegungslehriges (mechanisches) Werk heraus. Fast seine einzige Erholung bestand in der Tonkunst. Welches Tonwerkzeug er aber gespielt, und wie stark er auf demselben gewesen, habe ich nicht erfahren können. Selbst das Vergnügen, das ihm die Tonkunst gewährte, genoß er nicht ohne messende (geometrische) Untersuchungen, wovon das tiefsinnige Tonwerk eine Frucht ist, welches er unter dem Titel: Tentamen novae Theoriae Musicae, ex certissimis harmoniae principiis dilucide expositae, 1739 herausgab.

Im Jahre 1741 verließ er Rußland, und nahm den Ruf unsers Friedrichs des Einzigen an, der durch ihn den berlinischen Gelehrtenverein besser einrichten ließ.

Alle Schriften hier anzuführen, wäre zu weitläuftig. Auch einäugig stellte er die wichtigsten naturlehrigen Untersuchungen an.

Er wagte es zuerst die Schifffahrtskunde zu einer vollständigen Wissenschaft zu erheben; schrieb darüber auch ein ausführliches Werk.

Nach einem fünf und zwanzigjährigen Aufenthalt zu Berlin verließ er diese Stadt, da Catharina die Zweite ihm einen Gehalt von drei tausend Rubeln und seiner künftigen Wittwe tausend Rubel anbot.

Im Jahre 1766 reiste er nach Rußland. Er ward von seiner Kaiserinn gnädig aufgenommen, zur Tafel gezogen, und mit acht tausend Rubeln zum Ankauf eines Hauses beschenkt. So glücklich dieses Jahr für ihn zu seyn schien, so unglücklich ward es in der Folge; denn kurz darauf hatte er das Unglück, von einer heftigen Krankheit überfallen zu werden, die sich mit dem Verlust seines linken Auges endigte. So schlossen sich diese glücklichen Augen, die so viel gesehen, so viel beobachtet hatten! Dieser traurige Zustand der Blindheit war nicht im Stande,

seinen Geist niederzuschlagen, und seiner Arbeitsamkeit Einhalt zu thun. Sein außerordentliches und mit einer vorzüglichen Einbildungskraft verbundenes Gedächtniß, und die Beihülfe einiger gelehrten Freunde, ersetzten ihm gar bald den Verlust seiner Augen, so daß er in seiner völligen Nacht weit mehr wichtige Schriften lieferte, als andere Gelehrte mit den besten Augen. Die erste Schrift, womit er in diesem Zustande die Welt beschenkte, war eine vollständige Anleitung zur Gleichungslehre (Algebra), die man in die französische und russische Sprache übersetzte; dann erschien sein größeres Werk über die Durchsichtslehre (Dioptrik) und die Integralrechnung. Im Jahre 1772 erschien das überaus wichtige Werk über die Mondsbetrachtung (Theorie). Worüber man sich am meisten wundern muß, ist der Umstand, daß Euler einen großen Theil dieser so viel Geisteskräfte und Anstrengung erfordernden

Arbeiten, die Blindheit ungerechnet, auch noch mitten unter den größten Unruhen und Zerstreuungen unternahm und ausführte; denn eine plötzlich entstandene Feuersbrunst hatte einst sein Haus in einen Aschenhaufen verwandelt, und ihn um den größten Theil seiner Habseligkeiten, worunter auch viele Bücher und Handschriften befindlich waren, gebracht. Bald nach diesem Unglück, welches die Freigebigkeit der Kaiserinn durch ein Geschenk von sechstausend Rubeln zu lindern suchte, unternahm es der geschickte Augenarzt Freiherr von Wenzel, Eulern den Staar zu stechen, und zwar anfangs mit gutem Erfolge. Allein dieses Glück war, leider! nicht von langer Dauer. Er verlohr gar bald das Gesicht zum zweiten Mahle, und zugleich die Hoffnung, es je wieder zu erhalten.

Alle diese Unglücksfälle, und die durch sein hohes Alter geschwächten Kräfte waren nicht im Stande, auch jetzt seine Thätigkeit zu

ver-

vermindern. Er beschäftigte sich fernerhin mit den wichtigsten Untersuchungen der gemeinnützigsten Gegenstände. Er verbesserte die Wasserstand- und Wasserkraftlehre (Hydrostatik und Hydrodynamik), vervollkommnete die Durchsichtslehre, besonders durch die Mittel, den farbenlosen (achromatischen) Fernröhren eine geringere Länge und ein größeres Gesichtsfeld zu geben; er beschäftigte sich mit Erläuterung der Wittwen- und Todtenkassen, die er auf sichrere Grundsätze bauen lehrte, und mit Berechnung der luftschwebenden Triebwerke (aerostatischen Maschinen). Er arbeitete mit seiner gewöhnlichen Geistesstärke bis an den Tag seines Todes, welcher den siebenten September 1783 plötzlich durch einen Schlagfluß verursacht wurde.

Das Verzeichniß der Eulerschen Schriften, welches Herr Professor Fuß der Übersetzung seiner Lobrede beigefügt hat, füllt neun und funfzig Seiten in Achtelform, und

was Euler dem Grafen Orlow ehemals versprochen hatte, dem Gelehrtenvereine so viel Abhandlungen zu liefern, daß sie für zwanzig Jahre nach seinem Tode hinreichen sollten, ist pünktlich erfüllt worden: denn die Zahl seiner hinterlassenen ungedruckten Abhandlungen beträgt über ein hundert und achtzig. Zum Beweis der Stärke seines Gedächtnisses und seiner Einbildungskraft führe ich bloß dieses an, daß eine schlaflose Nacht ihn einstmahls veranlaßte, die sechs ersten Würden (Potenzen) aller Zahlen unter zwanzig, im Kopf auszurechnen, und daß er im Stande war, dieselben mehrere Tage nachher, noch ohne Anstoß herzusagen. Er wußte Virgils ganze Aeneis auswendig, und war auch in der Geschichte und in verschiedenen andern Wissenschaften, die eben keine genaue Verbindung mit der Größen- und Naturlehre haben, sehr bewandert. Diese Geistesgaben und seine eigenthümliche Munterkeit machten

daher auch selbst den blinden Euler zu einem sehr guten und unterhaltenden Gesellschafter.

Seinen Lebenslauf findet man erzählt in folgendem Buche:

Auszug aus L. Eulers vollständiger Anleitung zur Algebra, von J. J. Ebert, Professor der Mathematik auf der Universität zu Wittenberg. 1r Theil Berlin 1801.

Engel.

Wilhelm Engel geboren zu Zernim, einem Dorfe bei Kolberg 1794, wo sein Vater Prediger war. Im Jahre 1804 wurde er auf der Jagd von einem Jugendgefährten geschossen, und erblindete. Seit 1806 befindet er sich in der Blindenanstalt des Herrn Doktor Zeune zu Berlin; hat bei diesem wackern Lehrer sich auch als ein wackrer fleißiger Schüler gezeigt, und ist in der Tonkunst, in der lateinischen, französischen und italischen Spra-

che, in der Geschichte, Erdbeschreibung, Meßkunde, im Rechnen, Schreiben und Dichten nicht unbewandert. Besonders spielt er die Flöte, wie ich mich mehrmals überzeugt habe, mit Gefühl.

Friedrich von Erlach.

Ein im Jahre 1708, am zweiten August zu Berlin geborner, von Jugend auf blinder Edelmann zu Eisenach, der sich ganz besonders in der Tonkunst auszeichnete, indem er nicht nur auf dem Klaviere meisterhaft spielte, sondern auch auf der Blockpfeife (Flûte à bec)*), und Querflöte seines Gleichen suchte. Er spielte außerdem auch die Geige, das Hochholz (Hoboe), und die Beingeige (Violdigambe), setzte fast täglich etwas neues, welches man ihm nachschreiben, und nach

*) Unsre gewöhnliche Flöte (Flûte) douce.

Befinden, ins Reine bringen mußte. Seine Launenspiele waren unvergleichlich, indem er fähig war, aus dem Stegereif ein völliges Singestück (Cantate) herzusingen, und sich selbst durch einen wohlausgesonnenen Hauptgedanken dazu zu begleiten.

Er setzte drei Stücke für Flöte, Geige und Flügel. Bewundernswürdig war sein Spiel auf zwei Flöten, von denen die kleine einen Dreiklang höher stand, und die er beide mit der größten Geschicklichkeit behandelte.

Walther sagt in seinem musikalischen Lexikon von ihm: „Mit dem Munde kann Er„lach sowol das Waldhorn als die Trompete „so natürlich nachahmen, daß man es kaum „glauben kann."

Er starb zu Berlin im Jahre 1757 oder 1758.

von Eyck.

Von Eyck, aus Utrecht gebürtig, ein Ton-

künstler und Dichter, war seit seiner Jugend durch die Blattern seiner Augen beraubt und hatte so feines Gefühl in den Fingerspitzen, daß er durch bloßes Berühren der Hände, die wohlgebildetsten unter vielen Frauenzimmern zu unterscheiden, im Stande war.

Ich konnte die Zeit, in der er lebte, aller Bemühungen ungeachtet, nicht erfahren.

Ferdinand.

Nach andern Carolns Ferrandus, ein Benedikter aus Brügge in Flandern, lebte ums Jahr 1540. Ob er gleich in der Kindheit um sein Gesicht kam, war er dennoch ein guter Vernunftforscher, Dichter, Redner, und ein stattlicher Tonkünstler, der mit vielem Beifall und vor einer Menge Zuhörer verschiedne Arten Tonspiele aufführte. Dieser blinde Kunstgeist glänzte aber nicht allein in der Tonkunst, sondern auch in andern Künsten und Wis-

senschaften. Er lehrte auf der hohen Schule zu Paris die schönen Wissenschaften bei einem ansehnlichen Jahrgelde; doch aus Ekel vor Welt und Reichthum ging er in ein Kloster nahe bei Bourges, und erregte durch seine Predigten zu damaliger Zeit wirklich Bewunderung. Er verfertigte Auslegungen, Lobreden und Gesänge auf Christus und den Karmelorden. Außer mehreren mönchlichen Schriften schrieb er zwei Bücher de animi tranquilitate, ferner elegias de contemtu mundi, Briefe und Reden, soll auch überdies schätzbare Gesänge gesetzt haben. Er starb im Jahre 1496.

Elisabeth Fischer,

das blinde Harfenmädchen in Halle.

Lange Zeit hörte ich viel von einer blinden Harfnerin zu Halle reden. Als ich im Jahre 1809 im Juli eine Reise nach der Hei-

math meines Vaters in die Grafschaft Mansfeld machte, nahm ich daher meinen Weg absichtlich durch Halle, erkundigte mich daselbst, und erfuhr, daß diese blinde Spielerinn zu Glaucha bei Halle wohnte. Ich ging sogleich zu ihren Ältern hin, wo ich sie kennen lernte. Sie war so gefällig, mir etwas auf der Harfe vorzutragen. Besonders rührte mich ein Lied, dessen Worte und Töne ich hier mittheile. Uebrigens kann ich folgende Nachricht über sie beibringen.

Sophie Elisabeth Fischer, ward 1788 zu Halle geboren, wo ihr Vater ein Preußischer Krieger war, der auch noch jetzt am Leben ist. Im dritten Jahre ihres Alters durch die Blattern ihres Gesichts beraubt, besuchte sie die Schule ihres Kirchspiels, nnd genoß ihren ersten Unterricht in derselben. Sie zeigte aber einen großen Trieb zur Tonkunst, und lernte bei dem Herrn Braune, einem damaligen Hochschüler, die Harfe spielen; trieb die

Tonkunst nicht handwerklich nach dem Gehör, sondern grundsätzlich, und kam so weit darin, daß sie sich mit Beifall an verschiedenen Höfen hören lassen konnte, z. B. am Königl. Preuß. Hofe zu Potsdam, und an einigen Sächsischen Höfen.

Das im Anhange beigefügte Lied ist von ihrem Lehrer Braune gedichtet und gesetzt.

Fritzieri.

Alexander Fritzieri, oder Fritzeri, Frizeri, Fridzere, Frizer, ein jetzt zu Paris lebender, seit seinem vierten Jahre blinder berühmter Meister. Er ist ein guter Tondichter, Mandoliner *) und Geiger. Sein Vaterland ist eben so unbestimmt, wie sein Nahme. Nach

*) Die Mandoline, ein veraltetes Saitenspiel, eine Art Laute oder kleine Zither.

einigen ist er zu Verona geboren, nach andern wieder ein Deutscher von Geburt. Im Jahre 1770 ließ er zu Paris sechs Geigenvierstük-ke stechen. Auch für die Bühne und den Gesang hat er verschiedene Singspiele in Töne gesetzt, davon zwei unter folgenden Titeln auch auf deutschen Schaubühnen gegeben wurden, als:

1) die seidenen Schuhe. 2) die beiden Landkrieger; les denx Miliciens; sind auch zu Paris in ausgesetzten Stimmen 1771, und les souliers moirdorés 1776 erschienen. Laborde nennt seine Tondichtungen angenehm.

Grave.

Nach dem Tonkünstlernamenbuch, welches 1737 zu Chemnitz herauskam, konnte der blinde, aber sehr geschickte Orgelspieler Johann Jacob Grave, an der Neuen Kirche auf

dem Dome zu Amsterdam die neuesten italischen Tonspiele und Klangstücke (Sonaten) auswendig, und sie mit drei oder vier Stimmen sehr angenehm auf seiner Orgel vortragen. Er lebte noch um 1730, als ein sechzig jähriger Greis.

Grothe.

Heinrich Grothe, geboren 1796 zu Berlin, ist der Sohn eines Bierbrauers. Im Jahre 1802 verlohr er das rechte Auge durch Stoß eines kleinen Mädchens mit einem Stück Pappe. Im Jahre 1804 verlohr er durch einen Fall aus dem Bette auch das linke Auge. Bei beiden Augen ist Augenwassersucht sichtbar. Seit 1807 ist er Zögling der Zeuneschen Blindenanstalt zu Berlin. Er ist in der Tonkunst, im Latein, Geschichte, Erdbeschreibung, Rechnen, Meßkunde und Schreiben bewandert. Merkwürdig ist es, daß er anfangs gar kei-

nen Tonsinn hatte, und dieser sich erst in der Anstalt entwickelte. Er ist schon zweimal öffentlich in Tonspielen aufgetreten.

Händel.

Georg Friedrich Händel ward den 24. Februar 1684 zu Halle in Sachsen geboren, wo sein Vater, der daselbst ein Wundarzt war, schon über sechzig Jahre zählte. So groß der Trieb zur Tonkunst bei Händel auch von Kindesbeinen an war, so groß war dagegen die Abneigung seines Vaters, der ihn zu etwas anderm, zum Rechtsgelehrten bestimmte. Er verbot ihm nicht nur die Erlernung dieser Kunst ernstlich, sondern wollte auch kein Tonwerkzeug im Hause dulden. Diesem strengen väterlichen Verbote ward dadurch ausgewichen, daß heimlich ein kleines Klavichord unter dem Dache versteckt stand, und da der kleine Händel doch schon etwas von den No-

ten wußte, so wurden die Uebungen unter dem Dache zur Nachtzeit vorgenommen, wenn alles im Hause schlief.

Händel war sieben Jahre alt, als sein Vater in Verrichtungen an den Hof nach Weissenfels reisen mußte, wo sein Sohn, erster Ehe, Kammerdiener des Herzogs war. Unser junger Händel, der seinen Bruder noch nie gesehen hatte, bat den Vater sehr, daß er ihn mitnehmen möchte; da dieser aber nicht zu bereden war, lief er dem Wagen zu Fuße nach, und kam mit seinem Vater zugleich nach Weissenfels.

Bei seinem Aufenthalte allda pflegte er, nach geendigtem Gottesdienste in dem Schloßbethause bisweilen auf der Orgel zu spielen. Der Herzog hörte ihn einmahl von ungefähr, und fragte den Kammerdiener, wer auf der Orgel spielte? Da dieser nun antwortete, daß es sein Bruder sey, verlangte der Herzog, ihn zu sehen, und sagte sodann zu seinem Vater,

daß es Versündigung gegen das gemeine Beste und die Nachwelt wäre, wenn er einen so außerordentlichen Geist unterdrücken nnd zu andern Dingen zwingen wollte. Der Vater gab mehr dem Ansehn als den Gründen des Herzogs nach. Händel wurde nun, bey seiner Zurückkunft nach Halle, dem dasigen berühmten Orgelspieler Zachau zum Unterricht übergeben. Dieser suchte nicht bloß einen starken Orgelspieler aus ihm zu machen, sondern er legte es auch auf den Tondichter an, indem er ihm nicht allein die Kunst des reinen Satzes gründlich lehrte, sondern ihn auch mit der Schreibart verschiedner Tonsetzer bei verschiednen Völkern bekannt machte. Es gelang ihm so gut, daß sein Lehrling, ein Knabe von acht Jahren, die Stelle seines Lehrers an der Orgel schon mit Ehren vertreten konnte. Bald darauf fing er auch an, Kirchenstücke zu setzen, welche alle in Halle aufgeführt wurden.

Im Jahre 1698 schickte ihn sein Vater

nach Berlin, wo er einen Verwandten am Hofe hatte, auf dessen Freundschaft und Sorgfalt sich die Ältern verlassen konnten, und wo er Dinge zu hören bekam, die er in Halle nicht hören konnte.

Das Singspiel war damals in einem sehr blühenden Zustande daselbst. Buononcini und Attilio Ariosti, hatten die Aufsicht darüber. Der erste war eitel und stolz, der letztere hingegen aufrichtig und bescheiden. Der erste sah auf Händeln mit Verachtung, und der andere begegnete ihm mit Höflichkeit. Attilio ließ ihn stundenlang bei sich auf dem Flügel spielen, und konnte die außerordentliche Geschicklichkeit eines so jungen Knaben nicht genug bewundern. Buononcini selbst wurde endlich gezwungen, dessen vorzügliche Anlagen zu erkennen, und erzeigte ihm sodann erzwungene Höflichkeiten.

Die Freundschaft des Attilio war für Händeln von großem Nutzen. Ein Mann, der

Erfahrung und Geschmack hatte, konnte manches noch an ihm verbessern. Es währte auch nicht lange, als der König ihn zu hören verlangte, der ihn hernach oft rufen ließ, und jedesmahl reichlich beschenkte. Der König wollte ihn auf seine Kosten nach Italien reisen lassen, allein Händels Aeltern lehnten dieses Anerbieten ab.

Man fand nun nicht für gut, Händeln länger in Berlin zu lassen; er kehrte daher wieder nach seiner Vaterstadt zurück. Er hatte eine große Begierde, Italien zu sehen. Da aber die Mittel zu einer solchen Reise fehlten, so ging er indeß nach Hamburg. Die dasigen Singspiele wurden nur von denen in Berlin übertroffen. Bald nach seiner Ankunft in Hamburg starb sein Vater. Er wollte seiner Mutter nun nicht zur Last fallen, gab daher Unterricht auf dem Klaviere, und erhielt die Stelle als Flügel- (Cembal-) spieler in der Tonbühne (Orchester). Der Flügel in

den

den Hamburger Singspielen wurde von dem berühmten Keiser, der auch die meisten Singspiele für die Schaubühne schrieb, gespielt. Dieser Mann gerieth in Schulden und ward flüchtig; seine Stelle bekam Händel. Mattheson war zu gleicher Zeit ein berühmter Sänger und Schauspieler der Bühne, schrieb auch selbst Singspiele, in denen er nicht allein die Hauptrolle sang, sondern die er auch, wenn er von der Bühne abkommen konnte, selbst am Flügel zu leiten pflegte. Im Jahre 1704, da sein Singspiel Cleopatra aufgeführt wurde, und Mattheson-Antonius, sich eine halbe Stunde vor Endigung des Schauspiels, auf der Bühne entleibt hatte, wollte er (o Jammer!) hernach am Flügel zeigen, daß es mit dieser Entleibung nur Scherz gewesen sey. Händel, dem das Ding so ungereimt vorkam, als es in der That ist, wollte ihm nicht Platz machen, und spielte bis zu Ende; darüber geriethen nun beide im Herausgehen in

einen Zank, der endlich so hitzig ward, daß sie auf öffentlichem Markte die Degen zogen, wobei Händel fast ums Leben gekommen wäre. Der Stoß des Gegners traf zum Glück auf einen breiten metallenen Rockknopf, mit solcher Heftigkeit, daß die Klinge zersprang. Merkwürdig ist diese Schlägerei immer, da beide seit ihrer ersten Bekanntschaft gute Freunde gewesen waren; sie wurden auch bald wieder mit einander ausgesöhnt.

Im Jahre 1705 brachte Händel sein erstes Singspiel Almira auf die Bühne, welches mit großem Beifalle aufgenommen ward. Er hielt sich fünf Jahre zu Hamburg auf, und hatte in dieser Zeit, außer dem nöthigen Aufwande, und einigen kleinen Geschenken an seine Mutter, sich eine Summe von zweihundert Dukaten gesammelt; mit dieser trat er eine Reise nach Italien an. Zuerst ging er nach Florenz. Hier schrieb er 1710, in seinem sechs und zwanzigsten Jahre das Sing-

spiel Rodrigo mit so vielem Glück, daß er ein Geschenk von hundert Zechinen nebst einem Silberaufsatz vom Großherzog erhielt. Nachdem er sich ein Jahr in Florenz aufgehalten hatte, ging er nach Venedig. Hier wurde er zuerst auf einem Larventanz (Maskerade), als er auf einem Flügel, den er stehen sah, seinen Empfindungen freien Lauf ließ, entdeckt. Der große Scarlatti hörte ihn, und rief auf wälsch aus: „das ist der Sachse oder der Teufel!"

Da er nun dadurch genöthigt ward, sich zu erkennen zu geben, so ließ man ihm nicht Ruhe, bis er versprach, ein Singspiel zu setzen. Er verfertigte daher binnen drei Wochen die Agrippina, welche sieben und zwanzig mal nach einander aufgeführt wurde. Von Venedig ging er nach Rom. Hier wurde er auch bald von Männern ersten Ranges gesucht, besonders vom Hauptpriester Ottoboni, der eine Gesellschaft vortrefflicher Ton-

künstler unterhielt. Es wurden in dem Pallaste desselben Singspiele, geistliche Singestücke (Oratorien) und andre Werke aufgeführt; von Händeln forderte man jetzt ein ähnliches Stück. Die italischen Tonkünstler fanden verschiedene Schwierigkeiten in Händels Sachen. Corelli selbst, dessen Bescheidenheit und Artigkeit mit seinen übrigen Eigenschaften überein kam, er, der erste und vortrefflichste Geiger, beklagte sich wohl darüber. Da er sich einst lange vergebens bemüht hatte, gewisse Stellen nach Händels Sinn herauszubringen, riß letzterer ihm mit Ungestüm die Geige aus der Hand, und spielte ihm dieselben vor. Der bescheidene, sanftmüthige Corelli beschämte Händeln einigermaßen dadurch, daß er ihm ganz gelassen zur Antwort gab: „Dieses Tonstück, mein lieber Sachse, ist im französischen Geschmack, und darauf verstehe ich mich nicht."

Das Tonwerkzeug, worauf sich Händel

als der größte Künstler zeigte, war die Orgel; doch hatte er auch auf dem Flügel wenige seines Gleichen. Domenico Scarlatti, der damals bei Ottoboni war, galt für den größten Meister auf diesem Saitenspiele in ganz Italien. Der Hauptpriester veranstaltete zwischen beiden Künstlern einen Wettstreit. Beide gingen ihn mit dem besten Herzen ein, und kämpften nach Vermögen. In Ansehung des Flügels blieb das Urtheil getheilt, auf der Orgel erklärte Scarlatti aber Händeln so ganz unbedingt und laut für seinen Meister, daß kein Zweifel mehr übrig blieb. Scarlatti gestand selbst, er habe von solchem Orgelspielen gar keine Vorstellung gehabt, und pflegte von Stund an, so oft er für sein Orgelspielen gelobt wurde, ein Kreuz vor der Brust zu schlagen, und gebückt Händels Nahmen zu nennen! Es ist eine Ehre für Beide, daß sie dennoch gute Freunde waren.

Während seines Aufenthalts zu Rom be-

suchte er auch bisweilen die Hauptpriester Colonna und Pamphili. Der letztere schrieb eine Art Ständchen: il trionfo del tempo, und verschiedene kleine Gedichte, welche Händel meistentheils zum Feierabend, und aus dem Stegereife spielte. Eins von diesen Gedichten war auf Händeln selbst gemacht; er wurde darin dem Orpheus verglichen, und zum Gott erhoben.

Da er so mit verschiedenen Obergeistlichen bekannt war, so fehlte es ihm nicht an Versuchungen des Glaubens wegen. Man sah aber gar bald, daß mit einem Deutschen in diesem Stücke nichts anzufangen ist; denn er erklärte, daß er in dem Glauben, in dem er geboren worden, leben und sterben wolle.

Von Rom reiste er nach Neapel, von da nochmals nach Florenz, Rom und Venedig. Dann kehrte er nach einem sechsjährigen Aufenthalte in Italien, nach Deutschland zurück. Unterwegs fand er zu Hannover den berühm-

ten Steffani, den er zuvor in Venedig gesehen hatte, und der damahls bei dem Churfürsten von Hannover, nachmaligem König von England, George dem Ersten, Tonmeister war. Eben daselbst fand er auch einen andern Bekannten aus Italien, den Freiherrn von Kielmannseck, der ihn mit so nachdrücklicher Empfehlung an den Hof brachte, daß der Churfürst ihm sogleich jährlich ein tausend fünfhundert Thaler aussetzte. Händel, welcher zu der Zeit große Einladungen nach England erhielt, und überdies versprochen hatte, den Churhof in der Pfalz zu besuchen, sagte dem Freiherrn, daß er zwar die Gnade des Churfürsten zu schätzen wisse; er trüge aber Bedenken, das Anerbieten anzunehmen, weil es ihm die Verbindlichkeit auflegte, in Hannover zu bleiben. Der Freiherr hinterbrachte diese Einwendungen dem Churfürsten, welcher sagen ließ, daß die Annahme des ihm angebotenen Gehaltes ihn von nichts

abhalten solle, sondern daß man ihm seine völlige Freiheit lasse, ein Jahr und mehr abwesend zu seyn. Nunmehr nahm Händel den Gehalt mit Dank an. Da Steffani bald hernach seine Tonmeisterstelle niederlegte, so wurde dieselbe Händeln gegeben. Er reiste nach Düsseldorf und nach Halle, wo er seine Mutter, die seit geraumer Zeit blind war, und seinen ehemaligen Lehrmeister Zachau, besuchte.

Von da ging er über Holland nach England, und langte im Winter 1710 zu London an. Die Singspiele waren damahls eine neue Art von Lustbarkeit; aber in Ansehung der Dichtkunst, des Getriebes und der Auszierung so abgeschmackt, daß Addison sich nicht enthalten konnte, im englischen Zuschauer, sie lächerlich zu machen. Die Töne entlehnte man meistentheils von den Italiern, nnd war schon zufrieden, wenn nur englische Worte dastanden. Händel gab diesen Din-

gen nun eine andre Gestalt. Seine Verdienste waren auch schon vielen Engländern bekannt. Kein Tonkünstler drang je in den Geist der Britten, so wie er ein.

Der Adel des Hofes bezeugte großes Verlangen, ein Singspiel von seiner Arbeit zu hören, und Händel schrieb, in Zeit von vierzehn Tagen, seinen Rinaldo, zu welchem der Italier Rossi die Worte gedichtet hatte. Händel hatte nun ein ganzes Jahr in England zugebracht, und hielt es für nöthig, nach Hannover zu gehen. Bei seiner Abreise erhielt er von der Königinn und vom Adel ansehnliche Geschenke, und mußte versprechen, bald wieder nach England zu kommen.

Gegen das Ende des Jahrs 1712 ging er nach England zurück. Bei Gelegenheit des Utrechter Friedens setzte er, auf Befehl der Königinn, ein Herr Gott dich loben wir und ein Jubilate, beides über englische Worte.

Man drang in ihn, daß er die Leitung des Singspiels auf dem Haymarket übernehmen sollte. Die Königinn selbst wendete ihr Ansehen an, ihn dazu zu bewegen, und als ein Zeichen der Achtung seiner Verdienste setzte sie ihm einen Gehalt von zweihundert Pfund auf Lebenszeit aus. Ungeachtet Händel sich in Hannover verbindlich gemacht hatte, bald wieder zurückzukommen, hielt er sich doch, bis zum Tode der Königinn, der im Jahre 1714 erfolgte, in England auf, und der Churfürst von Hannover, als Thronfolger, kam nun selbst nach England.

Händel, dem das Gewissen schlug, unterstand sich nicht, am Hofe zu erscheinen. Sein Freund, der Freiherr Kielmannseck, nahm sich indeß seiner Sache an, und veranstaltete für den König eine Lustfahrt auf dem Wasser, wozu Händel ein eigenes Tonspiel setzen mußte. Dem Könige gefiel diese Ueberraschung eben so sehr, als das Spiel

selbst, und da er nach dem Verfasser desselben fragte, stellte ihm der Freiherr Händeln vor, als einen, der seinen Fehltritt erkannt habe. Händel erhielt dadurch die Gnade des Königs wieder. Sein Gehalt ward mit zwei hundert Pfund lebenslänglich vermehrt, und als er die jungen Prinzen zu unterrichten bekam, wurden noch zweihundert Pfund hinzugefügt.

Im Jahre 1715 verfertigte er das Singspiel Amadis, und von dieser Zeit an, bis 1718 war er beständig bei dem Grafen von Burlington. Da Pope ein sehr vertrauter Freund des Grafen war, trug es sich oft zu, daß Händel und er zusammen speisten. Pope, der das feinste Gehör für den Wohlklang des Verses hatte, besaß keins für die Tonkunst; er gestand oft, daß die besten Tondichtungen von Händel ihm nicht mehr Vergnügen machten, als das gemeinste Gassenlied.

Unterdessen hatte ihn sein Freund Arbuth-

not mit Händels hervorragenden Verdiensten bekannt gemacht, daß er ihn also in der Folge als einen großen Mann hochschätzte.

Vom Jahre 1718 bis 1720 hielt sich Händel die längste Zeit bei dem Herzoge von Chandois zu Cannons auf; er hat auch in diesen beiden Jahren von Singspielen weiter nichts gesetzt, als den Theseus und Pastor Fido, weil Buononcini und Attilio, die eigentlichen Tondichter für das Singspiel waren.

Um diese Zeit fiel man darauf, einen Tonkünstlerverein auf dem Haymarket zu stiften, in der Absicht, daß daselbst Händels Singspiele unter seiner Leitung, aufgeführt werden sollten. Man erwählte den Weg der Unterzeichnung, durch welchen keine geringere Summe als funfzig tausend Pfund zusammengebracht wurde.

Der König selbst hatte unterschrieben, und die Gesellschaft bekam den Namen einer königlichen Akademie. Händel hatte bei

diesen Unternehmungen die Anhänger des Buononcini und Attilio gegen sich, sie konnten es aber nicht hindern, daß nicht im Jahre 1720 sein neues Singspiel Radamista erschien. Das Haus war bei der ersten Vorstellung so voll, daß viele, von der außerordentlichen Hitze, ohnmächtig wurden, und viele boten für einen Geländerplatz vierzig Schillinge.

Der Streit zwischen Händels und Buononcini's Verehrern ging immer weiter, und der Adel spaltete sich in zwei Seiten. Man verglich sich zuletzt dahin, daß die beiden italischen Tondichter und Händel an einem Singspiele gemeinschaftlich arbeiten und jeder einen Aufzug desselben schreiben sollte. Derjenige nun, der durch die Allgemeinheit der Stimmen die besten Beweise von Geschicklichkeit geben würde, sollte zu dem Besitze des Hauses gelangen. Dieses Singspiel war Mucio Scevola, und Händel setzte den letzten Aufzug. Die Stimmen waren bei der

Aufführung gar nicht mehr getheilt. Händel erhielt also den Vorzug, ward Tondichter dieser Gesellschaft, und unterhielt sie neun Jahre lang mit außerordentlichem Beifalle.

Dies ist unstreitig der glänzendste und glücklichste Zeitabschnitt in dem Leben Händels. Selten dauern in solcher Gesellschaft Ordnung und Ruhe lange; so brach auch hier eine Uneinigkeit aus, und machte der Sache ein Ende. Die nachtheiligste Mishelligkeit war die zwischen Händel und Senesino: Ersterer konnte leicht durch die Umstände etwas herrschsüchtig und trotzig, letzterer aber durch seine gute Gestalt, vortrefflichen Gesang und guten Vortrag, stolz und unbiegsam geworden seyn. Kurz Händel und Senesino zerfielen so mit einander, daß alle Mühe, die sich der Adel gab, zwei so unentbehrliche Männer wieder zu versöhnen, vergebens war. Ein eben so heftiger Streit entstand zwischen den

beiden Sängerinnen, der Cuzzoni *) und Faustina, so daß endlich diese Gesellschaft auf eine übermüthige Art zerrissen wurde. Ob nun gleich der Tonverein auseinander ging, so verließ doch Händel den Haymarket nicht. Nachdem Senesino den Abschied erhalten hatte, verlohren sich die Zuhörer, und die Gemeinde ließ ihn empfinden, wie Unrecht er hatte, daß er auf öffentliche Unkosten seinen Zorn hatte befriedigen wollen. Händel schloß damahls mit Heidegger einen Vertrag, daß sie beide die Singspiele fortsetzen wollten. Händel reiste nun nach Italien, um Sänger zu

*) Auch Händel gerieth eines Tages mit der Cuzzoni in Streit, weil sie einen gewissen Gesang (Arie) nicht singen wollte: Oh, Madame, sagte er, je sais bien, que vous êtes une véritable Diablesse; mais je vous ferai savoir moi, que je suis Beelzebub le chef des diables. Hiermit faßte er sie um den Leib und schwur, sie zum Fenster hinauszuwerfen, wenn sie noch ein Wort sagte.

holen, brachte auch einige mit; aber er empfand den Unterschied bald, der zwischen einer Verbindung mit dem Brittischen Hofe, und einer Gesellschaft mit Heidegger war. Der Adel, der sich beleidigt fand, veranstaltete eine neue Unterzeichnung, um gegen ihn, im Schauspielhause in Lincoln's-Inn Fields Singspiele aufzuführen. Porpora und Farinelli waren bei dieser Gesellschaft. Händel erhielt sich drei Jahre lang mit Heidegger, endlich aber sahe er sich genöthigt, den Haymarket seinen Nebenbuhlern zu überlassen. Er machte einen Versuch, sich in dem Hause, das seine Gegner in Lincolns-InnFields verlassen hatten, Zuhörer zu verschaffen; aber dies Vorhaben mislang ihm. Nun führte er in Coventgarden, 1733 im Winter das Singspiel Ariadne auf, indessen das von Porpora gesetzte, das eben diesen Nahmen führte, auf dem Haymarket aufgeführt wurde. Er hatte das Misvergnügen, zu sehen, daß er, wenn

er

er auch der Tondichtung des Porpora die seinige entgegensetzen durfte, dennoch der Stimme des Farinelli nichts entgegensetzen konnte.

Dieses war für ihn desto demüthigender, da er seinen ehemaligen Beifall sich immer allein zugeschrieben, und einen Sänger verachtet hatte, der so sehr befugt war, den Ruhm mit ihm zu theilen. Unterdessen fuhr er so lange hartnäckig fort, bis er sich genöthigt sahe, fast alles, was er hatte, hinzugeben, um sich aus seinen Schulden zu reissen. Dieser unglückliche Ausgang machte einen so starken Eindruck auf ihn, daß er nicht nur seine Gesundheit, sondern auch auf eine Zeitlang seinen Verstand verlohr. Sein rechter Arm wurde durch einen Schlagfluß unbrauchbar gemacht. Er wurde endlich von diesem traurigen Zustande, vornehmlich durch den Gebrauch der Bäder zu Aachen, wieder befreit, und kehrte im Jahre 1735 nach London zurück. Kurz nach seiner Zurückkunft

wurde sein Alexandersfest in Coventgarden aufgeführt und wohlaufgenommen. Unter dieser Zeit war das Singspiel auf dem Haymarket, durch verschiedene Umstände, auch sehr heruntergekommen. Der Lord Middlesex übernahm es endlich, und wandte sich an Händeln, daß er sie mit Tondichtungen *)

---

*) Nachträglich hier noch eine Bemerkung. Das Wort Ton, ist wie die sinnverwandten Hall, Schall, Laut und Klang urdeutsch und der Sache selbst nachgebildet. Vor Alters hieß es diunan; die schwäbischen Dichter brauchten dönen auch für singen. Das Wort findet sich im Angelsächsischen Englischen, Schwedischen, Holländischen u. s. f. Daher wies Voß nach, daß das Sonett (Klinggedicht) ganz das niedersächsische Döneken (Tönchen) wäre. Das griechische tonos, die lateinischen sonus, tonus, tonare, tinnire und unsre donnern, toben, tosen, sind Verwandte. — Eben so verkannt werden die ächtdeutschen: Arm, Auge, Insel (von einzeln), klar, Lippe, Nase, Ohr, Plan, predigen (von präten, laut reden) und so viele andre.

versorgen möchte. Händel schrieb für den Lord also die beiden Singspiele Faramonda und Alessandro, und erhielt dafür tausend Pfund.

Da Händel mit seinen Singspielen den ehemaligen Beifall nicht mehr fand, so führte er eine andre Gattung von Schauspielen ein, die er Oratorien nannte, und die er dem ernsthaften Gemüthe der Engländer für gemäßer hielt. Da der Inhalt dieser Stücke biblisch war, so hielten es einige für Entheiligung, daß man dergleichen öffentlich aufführen wollte. Ungeachtet sie nun nicht den Beifall erhielten, den sie verdienten; so fuhr doch Händel damit bis zum Jahre 1741 fort, da die schlechte Beschaffenheit seiner Umstände ihn nöthigte, England zu verlassen und in Dublin sein Glück zu versuchen.

Das erste, was er in Dublin that, war, daß er seinen Messias, zum Besten der Gefangenen in den Stadtgefängnissen, aufführte.

Man empfing Händeln in Irland auf eine Art, welche eine große Achtung seiner Verdienste zu erkennen gab. Sein Aufenthalt daselbst, der neun Monate dauerte, brachte ihn in eine bessre Verfassung, und bei seiner Zurückkunft in London fand er das Volk besser gegen sich gesinnt, als bei seiner Abreise.

Händel fing nunmehr seine geistlichen Singstücke in Coventgarden, mit allgemeinem Beifall wieder an, und führte den Sampson auf. Im Jahre 1743 hatte er wieder einen gichtischen Zufall, und im folgenden Jahre zog er sich den Unwillen einer Frau zu, die alles anwandte, ihn zu stürzen, aber vergebens. Sein Messias, den man ehemahls so kaltsinnig aufgenommen hatte, ward nun ein Lieblingsstück. Händel führte ihn alle Jahre einmahl zum Besten des Findlings-(spittels)hauses auf, und ward dadurch eine der wohlthätigsten Stützen dieser nützlichen Anstalt.

Im Jahre 1751 beraubte ihn eine Augenkrankheit, der schwarze Staar, des Gesichts. Er gerieth darüber eine Zeitlang in die tiefste Schwermuth, und konnte nicht ruhen, bis er einige Heilversuche mit sich hatte vornehmen lassen, die eben so fruchtlos als schmerzhaft waren.

Der Ritter Taylor, der sich eben damahls in England befand, und überall Wunder gethan haben wollte, verrichtete diese Arzungen, die wenigstens seinem Beutel zuträglich waren, wenn sie auch Händels Augen nichts halfen. Händel blieb nun bis an seinen Tod blind.

Die Aufführung seiner Singstücke wurde indessen ununterbrochen fortgesetzt. Da es aber nicht möglich war, daß er bei seiner Blindheit, die Aufführung allein hätte besorgen können: so stand ihm Herr Smith bei, und spielte für ihn.

Der Blindheit ungeachtet spielte Händel verschiedne seiner Tonspiele für die Orgel *), die er sich durch vorgängige Übung dem Gedächtnisse eingeprägt hatte. Zuletzt verließ er sich aber lieber auf seine Erfindungskraft als auf sein Erinnerungsvermögen; er gab daher dem Tongerüst (Orchester) blos das Gerippe (Skelett) oder die Wiederholungen (Ritornell's) jedes Satzes an, und spielte alle Alleinsätze aus dem Stegereife, indessen ihm die übrigen Tonwerkzeuge freie Hand ließen, und das Zeichen eines Trillers erwarteten, um die Vollstimmen weiter zu spielen, die sie in den gegebenen Stücken vor sich hatten.

Auch fuhr er fort, Tonspiele und andre

*) Ich halte ihn für den Erfinder der Orgeltonspiele. Vor ihm hielt man die Orgel nur immer für eine beistehende Kraft, nicht aber für eine selbstwirkende.

Stücke zu dichten, wobei ihm Smith zur Hand ging, und ihm die Einsagen (Diktate) niederschrieb. So hat man dem D. Burney versichert, daß das Zweispiel und der Vollgesang (Chor) im Judas Maccabäus: Sion now her head shall raise (Zion hebt ihr Haupt empor) von Händeln in seiner Blindheit, dem Smith in die Feder gesagt sey.

Er verlohr bei so hohen Jahren und unter so niederschlagenden Umständen nicht seinen erfinderischen Geist, den großen Verstand und die rege Munterkeit des Gemüths, die er stets gezeigt hatte.

In dem oben angeführten Singstücke wurde er allemahl durch Simsons ähnliche Umstände sehr bewegt, so oft der rührende Gesang vorkam: Total Eclipse, no Sun, no Moon. (Alles Finsterniß, nicht Sonne, nicht Mond!)

So sehr Händeln sein Unglück in der Stille kränken und niederschlagen konnte, so

zeigte es doch bei öffentlichen Gelegenheiten keinen Einfluß auf seine Thätigkeit und Seelenkräfte. Bis an sein Ende spielte er Ton- und Launenspiele zwischen den Theilen seiner Singstücke mit aller Stärke der Gedanken und des Vortrags, durch die er mit Recht so berühmt geworden war. Er zeigte nicht blos in der Verfertigung jenes Allsangs und Zweispiels eine große Geistesfähigkeit, sondern noch acht Tage vor seinem Tode bewieß er, daß seine Einbildungskraft im Launenspiel, eben so reich und feurig war, als sie vor vielen Jahren gewesen.

Äußerst rührend war es aber für Leute von Empfindung, wenn man den fast siebzigjährigen blinden Greis zur Orgel und nachher wieder gegen die Zuhörer hinführen sah, um ihnen seine gewöhnliche Verbeugung zu machen.

Vom Oktober 1758 nahm seine Gesundheit merklich ab, und die Lust zu essen, die

sonst sehr stark bei ihm war, verließ ihn gänzlich. Dennoch behielt sein Geist auch in den letzten Tagen seines Lebens, seine völlige Lebhaftigkeit, wie wir dies aus den Gesängen, Chören und andern Tondichtungen erfahren, die, der Zeit der Entstehung nach, als die letzten Töne seiner sterbenden Stimme angesehen werden können.

Am sechsten April 1759 wurde sein letztes Singstück noch in seiner Gegenwart aufgeführt, und am vierzehnten starb er; vier Monate früher als Graun: daß also das Jahr 1759 der Tonkunst zwei große Männer raubte, die beide Deutsche waren.

Die Westmünster-Abtey *) zu London: eine Ehrenhalle (Pantheon) der englischen Könige, Staatsmänner, Feldherrn, Seehelden Weltweisen, Dichter, Gelehrten und Künstler,

---

*) Ueber dieses merkwürdige Gebäude folgen am Schlusse dieses Abschnitts einige Bemerkungen.

faßt die Gebeine dieses deutschen Tonkünstlers in sich; denn auch Ausländer von seltnen Verdiensten werden hier begraben.

Das Denkmal Händels ist daselbst in Marmor errichtet, und nimmt einen ganzen Bogen der Kirche ein. Im Hintergrunde befindet sich eine Orgel, an deren Fuße mehrere Tonwerkzeuge liegen. Über der Orgel spielt ein Engel, in einer Wolke schwebend, auf einer Harfe, unter welchem Händel in Lebensgröße, an die Orgel angelehnt, in einer aufmerksamen und horchenden Stellung, ein Notenbuch und eine Feder in der Hand, steht, als wollte er die Engelstöne niederschreiben. Nie ist ein Ausländer in England so hoch verehrt worden, als dieser Deutsche.

Händels Nahme ist allgefeiert. In Klopstocks Hochgesange: „Wir und Sie,“ heißt es Vers sechs zum Lobe der Deutschen von den Britten:

Wen haben sie, der kühnes Flugs,
Wie Händel Zaubereien tönt?
Das hebt uns über sie.

Nächst dem Denkmahl in der Westmünster-Abtey suchte das englische Volk, im Jahre 1784, mit Einwilligung des Königs, seine Achtung für den Schöpfer seines Geschmacks, und dessen Andenken noch auf eine viel feierlichere Weise, als es durch Stein und Marmor hätte bewerkstelligt werden können, zu erneuern.

Es feierte sein Jubelfest durch viertägige Aufführung seiner Werke, und zwar der geistlichen, in der Abtey bei seinem Grabe, und der Kammer- und bühnlichen Werke im Pantheon, durch den Verein von fünfhundert Tonkünstlern, an deren Spitze zwei deutsche, die Mara als Sängerinn, und Cramer als Tonspielmeister standen. Diejenigen, die bei dieser Jubelfeier umsonst mitgespielt hatten, erhielten eine Denkmünze mit Händels Bildniß.

Im folgenden Jahre 1785 wurde diese Feier von einer Gesellschaft von sechs hundert und sieben, im Jahre 1786 von vier hundert und zwei und zwanzig, und 1787 von achthundert Tonkünstlern wiederholt. Im letzten Jahre suchte man auch zu Dublin auf gleiche Weise sein Andenken zu erneuern. In Berlin führte Hiller Händels Messias in der Domkirche an der Spitze zweier Königl. Tonkünstlergesellschaften (Kapellen), in allem mit dreihundert Tonkünstlern auf.

Dasselbe that Hiller 1787 zu Leipzig zwei mal in der Paulinerkirche, einmahl bei Tage, und das zweite Mahl bei Erleuchtung mit mehr als hundert Tonkünstlern, mit vielem Beifalle.

Sowol von diesen beiden Aufführungen als von der zu Berlin, sind Nachrichten durch den Druck bekannt gemacht worden, die nicht unwichtig sind für die Kunst- und Tongeschichte. Mein seel. Vater, der sowol für sich, als

mit Hülfe der unter ihm stehenden Singeschüler (Chors), Hillern bei jener glänzenden Aufführung zu Berlin unterstützte, besaß auch dergleichen Nachrichten, die er von dem würdigen Hiller eigenhändig erhalten.

Seine Werke findet man sämmtlich in vielen Büchern aufgezeichnet, im Walther, im Gerbert, im Mattheson und andern Schriften.

Kein Tondichter ist der einmahl angenommenen Art und Kunst so treu geblieben, und hat seinen Ton so wenig geändert, als Händel. Durch seine einzig wohllautigen Behandlungen erhalten seine Dichtungen eine gewisse Würde und Erhabenheit, die ihnen mehrentheils das Übergewicht über manches andern Tonsetzers lieblichere Schöpfungen gab. Alexanders Fest von Dryden hat seinen Ruhm verewigt. Dies Stück wird alle Jahre noch am Cäcilientage mit immerwachsendem Beifalle aufgeführt. Es ist einfach, erhaben und reich an Geisteszügen. Händel hat den

Schwung des kräftigen Dryden so erreicht, daß es seitdem kein Künstler wieder wagte, diesen Meistergesang auf Töne zu bringeu.

Als Orgelspieler war er zu allen Zeiten und an allen Orten so berühmt, daß als Mattheson einst zu Halberstadt auf der Schloßorgel spielte, der Orgeler, der ihn nicht kannte, voll Verwunderung ausrief: Mein Herr, Sie sind entweder ein Schwarzkünstler, oder Händel, denn von dem hat man mir gesagt, daß er lauter Hexerey auf der Orgel treibt. Händel war zum Orgelspieler gebaut. Er war ein Mann von ungewöhnlichen Leibeskräften, groß, etwas untersetzt und stämmig; einer der stärksten Esser in London und in seinem Leben nie krank. Mit einem solchen Körper konnte ein solcher Geist Thaten thun! Er spielte z. B. stundenlang mit allem Kraftaufwand auf der Koppel, ohne sich über Müdigkeit zu beklagen. Kurz, Händel ist einer

der ausgezeichnetesten Geister, die jemahls gelebt haben! —

Von der erwähnten berühmten Westmünster-Abtey in London theile ich noch folgendes mit:

Sie ist vielleicht das größte Stück der Gothischen Baukunst. Ihre prächtigen Pfeiler, die Kühnheit ihrer Bogen, ihre ungeheure Größe, Zierrathen und Abtheilungen, machen diese Kirche zu einem der außerordentlichsten Gebäude der Welt.

Nirgends sieht man eine solche Menge herrlicher Denkmähler an einem Orte beisammen, so daß in wenig Jahren kein Platz für neue seyn wird. Es sind Britanniens Gefilde der Seligen, wo man jeder Gattung von Vortrefflichkeit aus dem Schattenreiche ihre Stelle angewiesen hat. Kein Ort ist fähiger, Ehrfurcht einzuflößen, als dieser. Der Bücherkenner ist hier gleichsam in seinem Vaterlande. Allenthalben, wo er hinblickt, sieht er bekann-

te, verehrungswürdige Namen, durch den Marmor verewigt, die ihn mit heiligem Schauer erfüllen. Das Denkmal des großen Newton ist vortrefflich, es prangt mit der Inschrift: Die Sterblichen freuen sich, daß eine solche Zierde des menschlichen Geschlechts gelebt hat. Die lateinische Grabschrift erhielt den Vorzug vor der englischen, die Pope gemacht hatte, und die zwar etwas übertrieben, doch dichterisch und außerordentlich schön lautet:

All nature and her laws lay hid in night,
God said: Let Newton be! and all was light.

Die ganze Natur und ihre Gesetze lagen in Nacht gehüllt; Gott sagte: laß Newton werden! und alles ward Licht!

Händels Denkmahl ist das kunstreichste in der ganzen Kirche. Das des unsterblichen Shakespeare hat zur Inschrift nichts, als die schöne Stelle aus seinem Schauspiele, der Sturm genannt:

„Die

„Die wolkendrohenden Thürme, die „prächtigen Palläste, die feierlichen Tem- „pel, selbst der große Erdball, ja alles, „was irdisch ist, wird vergehen, und wie „grundlose Gebäude eines Gesichtes, auch „nicht eine Trümmer zurück lassen."

Des Fabeldichter Gay's Denkmahl ziert die von ihm selbst verfertigte Aufschrift:

Life is a jest and all things show it;
I thought so once, but now I know it.

„Das Leben ist ein Scherz, wie alle Dinge zeigen; ehemals dacht ich so, jetzt aber weiß ich es."

Viele Könige haben hier auch prächtige Ehrenmahle, worunter sich besonders die von Heinrich dem Siebenten und Heinrich dem Achten auszeichnen. So sind hier Denkmähler des Ruhms und der Kunst mit sinnreichen Inschriften gepaart, die ein herrliches Ganzes bilden. Unter der Verwaltung der Königinn Anna setzte die Sprechgemeinde (Parlement)

jährlich viertausend Pfund Sterling aus, um diese Prachtkirche zu unterhalten.

Heidemann.

Zu Stettin lebt jetzt ein blinder Tonkünstler, Namens Heidemann, der Sohn eines Schiffers, geboren zu Schlawe in Hinterpommern, den vier und zwanzigsten November 1782. Als er vier Jahr alt war, bekam er die Blattern so stark, daß er darüber sein Gesicht einbüßte. Nichts destoweniger hat er sich aber mit glücklichem Erfolge mit der Tonkunst abgegeben, und darin einen kleinen Ersatz gegen sein Unglück gefunden. Er spielt gut die Geige; hat auch eine ziemliche Fertigkeit auf der Flöte erlangt. Vor ungefähr sieben Jahren äußerte er gegen den Tonlehrer Selnick zu Stettin den Wunsch, daß er wol das Orgelspielen erlernen möchte. Ein vielsagender Wunsch eines blinden Mannes von

seinen Jahren! Selnick ertheilte ihm diesen Unterricht, und sein blinder Schüler kam bald darin sehr weit. Jetzt spielt er nun bereits seit vier Jahren in der Besatzungskirche, und in der Kirche auf der Lastadie die Orgel, welches er aber, indem die Feinde beide Kirchen eingenommen, seit zwei Jahren hat unterlassen müssen. Dafür hat er nun in der dasigen Schloßkirche die Zeit über zuweilen gespielt, für den Orgelspieler und Tonvorsteher Haak.

Helmbrecht.

Christoph Friedrich Franz Helmbrecht ist der Name des blinden Orgelspielers Wend zu Berlin; indem der Oberstwachtmeister (Major) Wend nur sein Stiefvater ist. Es sind daher manche Unrichtigkeiten entstanden, wenn man sich unter Wend und Helmbrecht zwei verschiedne Männer dachte. So führt z. B. der Herr von Baczko in seinem Werke:

über mich und meine Unglücksgefährten, die Blinden, erst eine Nachricht von einem Orgeler Helmbrecht, alsdann aber eine andre von Wend an. Da aber der Name Wend der allgemein bekannte Name geworden ist, und er in Berlin auch beständig so genannt wird: führe ich auch meine Nachrichten über ihn, unter diesem Namen auf.

Der blinde Dorfsänger Henze.

Zu Brachstädt bei Halle, starb 1794 ein blindgeborner Mann, im funfzigsten Jahre, Johann Christian Henze, eines Schneiders und Kossäthen Sohn, der sich durch Geschicklichkeit in der ganzen Gegend auszeichnete. Er verfertigte Vogelbauer, schnitt Häckfel auf dem Rittergutshofe daselbst, baute und band Fässer und Tonnen. Hätte er gehörigen Unterricht in der Tonkunst bekommen, so würde er es weit gebracht haben, da er viel natür-

liche Anlage dazu und besonders ein gutes Gehör, schon in seiner Jugend zeigte. Er sang schön, und wußte alle Kirchenweisen auswendig. Bei den Leichenbegängnissen war er ein nothwendiger Mann, da ihm alle Sterbelieder bekannt waren. Bei den sogenannten Marter- (Passions-) Aufführungen übernahm er im Reigen der Sänger die schweren Stellen. Er fand sich ohne Führer im ganzen Dorfe herum, kannte die Nachbarn und Freunde an ihrem Gange; hielt am Neujahrstage seinen Umgang, und konnte eine Menge passender Gesänge und Lieder fürs neue Jahr. An den Gräbern sang er oft allein mit seiner guten tiefen Mittel(Tenor)stimme, welches sich vortrefflich ausnahm. Wie weit hätte es der Mann durch Unterricht und Eifer bringen können, der selbst auf seinem Todtenbette, zum Seelsorger, der ihn besuchte, sagte, daß er es bedaure, das gute Ingenium, wie er sich ausdrückte, welches ihm Gott verliehen, nicht besser benutzt zu haben.

Hering.

Zu Berlin lebte im Jahre 1786 ein blinder Tonkünstler Hering, dessen sich mancher Berliner noch zu erinnern weiß. Ungeachtet der emsigsten Nachforschungen kann ich indessen doch keine nähere Kunde über ihn geben.

Hertel.

Johann Christian Hertel war 1699 zu Öttingen, einer Stadt in Schwaben, geboren, wo sein Vater Tonmeister war. Da dieser aber den Hof verließ, und in Merseburgsche Dienste trat, so ward der Knabe in Merseburg erzogen.

Seine Ältern ließen daselbst nichts an einer guten Erziehung mangeln, um so mehr, da er ihr einziger Sohn war. Sein Vater hielt ihn besonders zu den Wissenschaften an, und wollte durchaus nicht, daß er jemahls

die Tonkunst zu seinem Hauptwerke machen sollte; allein er hatte von Natur eine so starke Lust dazu, daß er nicht eher aufhörte, seinen Vater zu bitten, als bis er ihm etwas auf der Beingeige (Viole de Gambe) zeigte. Es sollte zwar dies blos eine Aufmunterung zum wissenschaftlichen Forschen seyn; allein eben dieses reizte seine große Neigung zur Tonkunst noch mehr, so daß ihn sein Vater mit unter die Zahl der Ton(Kapell)knaben nehmen und ihm die Singekunst lehren mußte. Um ihn dazu zu bewegen, bediente sich der Knabe einer kleinen List. Er stellte sich nehmlich, als wäre er vollkommen entschlossen, sich den Wissenschaften zu widmen, und wolle nur deswegen mit in dem Tonvereine (Kapelle) singen, um die Unterstützungen und Stiftungsgelder auf der Hochschule zu genießen, die den Tonknaben an den Sächsischen Höfen zu Theil werden, wenn sie nicht mehr singen können, und entweder die hohe Schule

beziehen, oder etwas andres lernen wollen. Im Grunde aber war dieses seine geringste Absicht, da er vielmehr nur dadurch sich in der Tonkunst vollkommner zu machen suchte, um seinen Vater mit der Zeit zu bewegen, daß er seine Gedanken ändern und ihn einzig und allein bei seinem Lieblingsfache lassen möchte.

Ob er nun gleich im Singen und auf der Beingeige ungemein zunahm, so daß er sich noch als ein Kind, oft in dem Herzogl. Tonspiele hören lassen mußte; so konnte er doch nicht so viel von seinem Vater erhalten, daß er ihn seinem Verlangen gemäß, auch auf der Geige und dem Klaviere unterrichten ließ. Er fing daher an, die Geige für sich zu üben, entweder an einem abgelegenen Orte im Hause, oder auf den Stuben seiner guten Freunde und Spielgefährten, aus Furcht, daß es sein Vater hören möchte, weil er ihm mehr als einmahl die Geige zerschlagen

hatte. Wegen des Klaviers aber wandte er sich an den Hoforgeler Kaufmann. Dieser brachte ihn, in Betracht der Freundschaft, die er mit seinem Vater pflog, in kurzer Zeit, und unter der Hand so weit, daß er nicht nur begleiten konnte, sondern auch schon allerhand kleine Stücke zu setzen anfing.

Hinter diese geheime Übung kam endlich sein Vater, der, um ihm alle Gelegenheit dazu abzuschneiden, beschloß, ihn im Jahre 1716, in seinem siebzehnten Jahre nach Halle auf die hohe Schule zu schicken. Allein, anstatt der Tonkunst zu entsagen, und sich einzig und allein auf die Wissenschaften zu legen, wandte er seine Zeit und die Freiheit, die ihm dies Leben gab, hauptsächlich nur dazu an, sich in der Tonkunst noch zu vervollkommnen. Er ging öfters nach Leipzig, um des daselbst lebenden, berühmten Kühnau's Freundschaft zu gewinnen, und sich seinen Rath in diesem und jenem Theile der Kunst zu Nutze

zu machen. Nach Verlauf eines Jahres besuchte er seine Ältern. Als einmahl seines Vaters Geige, nebst den Corellischen Klangstükken auf dem Tische lag, nahm er sie, und spielte ein Stück mit solcher Fertigkeit, daß sein Vater, voll Bewunderung und Freude, zu ihm sagte: Sieh, hier schenke ich dir meine Geige, weil du doch ein Tonkünstler werden willst. Dies war ihm das größte Geschenk, da er mit demselben seines Vaters vollkommne Einwilligung bekam, die Tonkunst zu seinem Hauptsache zu machen. Von der Zeit an unterrichtete ihn sein Vater selbst in der Setzkunst, und der Herzog beschloß, ihn auf Reisen zu schicken. Man ließ ihm die Wahl entweder nach Frankreich zu den beiden berühmten Beingeigern Marais und Forcroix, oder nach Darmstadt zn reisen. Weil ihn aber seine Ältern das erstemahl nicht so weit von sich lassen wollten, so erwählte er lieber das letzte, und reiste 1717 nach Darmstadt.

Er brachte ein eigenhändiges Schreiben von seiner Durchlaucht. Herrschaft in Merseburg an den damaligen Kriegsbevollmächtigten (kommissar), nachherigen Kriegsrath Hesse mit, der ihn deswegen sogleich sehr wohl aufnahm, ihm ein Zimmer in seinem Hause einräumte, und, in Betracht der Herzogl. Empfehlung, ihm Unterricht zu geben versprach, da er sonst, weder vor noch nach ihm, einen Schüler hat annehmen wollen.

Er fand an dem Hesse einen großen Tonkünstler und einen sehr artigen, gefälligen Mann, und machte hier mit den beiden Tonmeistern, Graupner und Grünewald, ingleichen mit dem Tonspielmeister Simonetti Bekanntschaft. Durch die besondre Zuneigung, die Simonetti für ihn hatte, bekam er nicht nur die Erlaubniß, in dem damaligen Singspiele die Geige zu spielen, sondern es wurde ihm auch die zweite Stelle nach dem Tonspielmeister mit einem ansehnlichen Gehalte ange-

tragen, welche er aber ausschlug, um nicht die Verbindlichkeit aus den Augen zu setzen, die er seiner Herrschaft schuldig zu seyn glaubte.

Als man sich, nach Verlauf eines Jahres, von Merseburg aus bei Hessen erkundigte, ob sein Schüler auch fleißig wäre, so gab jener zur Antwort: Er hätte gedacht, als er in Frankreich lernte, daß er sehr fleißig sey, wenn er sich täglich acht Stunden übte; allein sein jetziger Schüler übte sich Tag und Nacht. Man möchte ihn nur lieber nach Hause nehmen, sonst spielte er sich ungesund; er hoffte übrigens, Ehre mit ihm einzulegen. Hertel bekam hierauf Befehl, wieder nach Merseburg zurückzukommen.

Auf seiner Durchreise durch Eisenach ließ er sich vor dem Herzog Johann Wilhelm hören; der ihm seine Dienste anbot. Der Herzog von Eisenach hatte den berühmten Pantaleon Hebenstreit *), als dieser 1706 aus Frank-

*) Erfinder des Pantaleons, einer größern Art

reich zurückgekommen war, zum Hoftondichter und Vorsteher des Tonvereins angenommen, und ihm die Anlegung einer Tongesellschaft aufgetragen. In kurzer Zeit hatte Hebenstreit ein gutes Tonspiel zusammengebracht, in welchem er den genauen und gleichförmigen Vortrag ausführte, der dem französischen Spiel eigen ist. Er führte selbst mit der Geige an. Hertel glaubte es hier eher zur Vollkommenheit zu bringen, und nahm folglich das ihm geschehene Anerbieten in so weit an, daß er noch zu Hause in Merseburg sehen wollte, ob er sich von seiner Verbindlichkeit losmachen könnte.

Hackebrett, eines jetzt nicht mehr üblichen Saitenspiels. Er war der stärkste Geiger seiner Zeit. 1708 trat er in Königl. Pohl. Dienste als Kammertonkünstler mit einem Gehalte von zwei tausend Thalern. Als er sich einst zu Wien hören ließ, wurde ihm auf Befehl des Kaisers eine goldne Kette, woran des Kaisers Bildniß befindlich, umgehängt.

Man schickte ihn hier weiter auf Reisen, um ihn sodann in Merseburgische Dienste zu nehmen. Unser Hertel war damit wohl zufrieden, bat sich aber aus, daß er jetzt eine Reise auf seine Kosten thun dürfe.

Nachdem er die Höfe Weissenfels, Zerbst und Köthen besucht hatte, kam er 1719 nach Dresden. Er hörte hier viel Schönes in seiner Kunst, machte auch mit großen Tonkünstlern Bekanntschaft.

Als er nach Eisenach zurückkam, ward er sogleich zum Kammertonkünstler angenommen, und bekam die zweite Stelle bei der Geige.

Jetzt trieb er mit großem Eifer die Setzkunst. Er besuchte zu diesem Ende den Tonmeister Stölzel in Gotha fleißig. 1723 that er eine Reise nach Anspach, und ließ sich daselbst vor dem Markgrafen, bei Gelegenheit der Huldigung, hören. Im Jahre 1725 wurde er nach Kassel verschrieben, um sich vor dem Landgrafen auf der Beingeige

hören zu lassen. Es geschahen ihm vortheilhafte Vorschläge, allein weil er einen sehr gnädigen Herrn in Eisenach hatte, und von seinen Anverwandten, in einem daselbst angesehenen Hause, in das er geheirathet hatte, sehr geliebt wurde: konnte er sich nicht entschließen, die Eisenachschen Dienste zu verlassen.

1726 wurde er zu dem großen Trauertonspiele nach Weimar verschrieben, das der dahmahlige Herzog Ernst August auf den Tod seiner Gemahlin aufführen ließ.

Die Dresdner Tongesellschaft hatte einen zu starken Eindruck auf ihn gemacht, als daß er sie nicht noch einmahl zu hören, hätte wünschen sollen. Er beschloß also von Weimar aus, eine Reise dahin zu thun, und nahm seinen Weg durch Leipzig, wo unterdessen sein Gönner Kühnau gestorben war. Er hatte indessen das Vergnügen, seinen Nachfolger, den Tonmeister Bach kennen zu lernen.

Von Leipzig ging er nach Merseburg, wo er den nachmaligen Tonspielmeister Graun kennen lernte, und sein Freund ward. Von da reiste er nach Dresden, um daselbst ein paar neue Singspiele zu hören. Um diese Zeit starb der Herzog von Eisenach, und sein Nachfolger Wilhelm Heinrich bestätigte ihn und die sämmtlichen Tongenossen in ihren Diensten.

Während der Trauer reiste er nach Holland. In Amsterdam gab er sechs Geigenklangstücke heraus. Kurz nach seiner Zurückkunft hatte er das Vergnügen, daß ihn Graun in Eisenach besuchte, da derselbe unter der Zeit den Merseburgschen Hof verlassen, und sich in die Dienste des Fürsten von Waldeck begeben, dieselben aber gleichfalls bald wieder verlassen hatte, und nun nach Ruppin ging, um in die Dienste des Kronprinzen, nachherigen Königs von Preussen, zu treten.

Nicht lange hernach lud ihn Graun nach Rup-

Ruppin ein, um sich vor dem Kronprinzen von Preußen hören zu lassen.

Er reiste daher 1732 dahin, und hatte die Ehre, einigemahl vor diesem großen Tonkenner zu spielen. Er lernte bei dieser Gelegenheit Franz Benda kennen, und erwarb sich dessen Freundschaft. Auf der Rückreise besuchte er den Anhalt-Zerbstischen Hof.

Um diese Zeit ließ ihn der Fürst Günther von Schwarzburg-Sondershausen verschreiben. Er reiste hin, fand an demselben einen großen Liebhaber und Kenner der Tonkunst, und verband sich bei ihm dazu, daß er alle Jahre einmahl nach Sondershausen kommen, und von Zeit zu Zeit, Stücke von seiner Hand einschicken wollte.

1735 that Hertel eine Reise nach Braunschweig, und hörte daselbst 3 Singspiele, eins von Telemann, eins von Händel, eins von Graun.

Als 1737 der Tonmeister Birkenstock, der an Telemanns Stelle gekommen war, mit

Tode abging, ließ der Herzog unserm Hertel die Wahl, ob er sich dem Kirchentone unterziehen, oder blos dem Kammerspiele vorstehen wollte. Hertel wählte das letztere, und ward daher der Tongesellschaft als Tonspielmeister vorgestellt.

Im J. 1739 ließ ihn der Graf v. Solms zu sich nach Laubach kommen. Weil eben zu der Zeit der Erbstatthalter von Holland, Prinz von Oranien, in der Wetterau war, um von den 3 geerbten Fürstenthümern Naussau-Siegen, Diez und Dillenburg, Besitz zu nehmen, und Hertel gehört hatte, daß dessen Gemahlin eine sehr große Tonkennerin wäre, so reiste er vollends nach Dillenburg. Er bewunderte diese Fürstin im Gesang und im Tastenspiele; sie gab ihm verschiedene Sätze zu Fugen selbst auf, die er aus dem Stegereife auf seinem Tonwerkzeuge ausführen mußte. Er nahm aber die Vorschläge dieses Hofes nicht an.

Im folgenden Jahre ward er als Tonmeister nach Meinungen berufen, doch nahm er auch diesen Vorschlag nicht an.

1742 starb der letzte Herzog von Eisenach, Wilhelm Heinrich, und die ganze Tongesellschaft daselbst ward von seinem Nachfolger ihrer Dienste entlassen. Hertel reiste über Gotha, Cöthen und Zerbst nach Berlin.

Hier hörte er die schönen Singspiele Cleopatra von Graun, und la clemenza di Tito von Hasse. Eben so sprach er seine Freunde Graun, Benda und Quanz. Benda empfahl ihn am Meklenburg-Strelitzischen Hofe, wo er bekannt war. Hertel reiste nach Strelitz und erhielt die Tonspielmeisterstelle mit eben dem Gehalte, den er in Eisenach gehabt hatte.

Auch hier war er immer sehr fleißig; setzte eine unglaubliche Menge vollstimmiger Tonstücke (Symphonien), Einleitungen (Ou-

vertüren), Dreispiele, Tonspiele und Klangstücke für die Geige und Beingeige.

Im J. 1748 ließ er sich noch am Hofe zu Schwerin hören. Es war dies aber auch die letzte Reise, die er als Tonkünstler machte: denn er bekam um diese Zeit einen Schaden am Gesicht, der so zunahm, daß man in kurzer Zeit die Vorboten des grauen Staars gewahr wurde. Er ward eine geraume Zeit fast gänzlich blind, und konnte folglich keine Dienste thun, außer, daß er bisweilen in sein Tonzeug seine Empfindungen ergoß, worin es ihm, seiner traurigsten Umstände ungeachtet, ganz besonders, ja noch besser als zuvor, zu gelingen pflegte. Er trug übrigens sein Leid mit der größten Geduld und Gelassenheit. Als der Staar endlich zur Reife gekommen war, ließ er von dem Augenarzt Hutterus den Stich machen; allein obgleich dieser glücklich von statten gegangen war, so ging es doch mit der Genesung sehr langsam, indem er über-

haupt schwacher Natur und von jeher kränklich gewesen war. Indessen wurde doch sein Gesicht dadurch in so weit wiederhergestellt, daß er wieder ziemlich sehen lernte, so daß er die Farben der Blumen unterschied.

Als 1753 der Herzog von Mecklenburg-Strelitz Adolph Friedrich III. starb, wurde zwar die Tongesellschaft ihrer Dienste entlassen, aber dem blinden Tonspielmeister ein ansehnlicher Gnadengehalt lebenslänglich ausgesetzt. Durch diese Gnade wurde der Mann zwar sehr aufgerichtet, er hatte aber den Schmerz, daß seine beiden Söhne, und sein Eidam, die bisher zu seinem Troste und Vergnügen, an eben dem Tonvereine, angestellt gewesen, sich von ihm trennen mußten.

Von dieser Zeit an wurde Hertel immer kränker und schwächer, bis er endlich, nach einer schmerzhaften Krankheit, die seinen siechen Körper ein ganzes Jahr lang quälte, im Jahre 1754 im Oktober gelassen und freudig starb.

Die hinterlassene Wittwe behielt nach seinem Tode die Hälfte des ihm ausgesetzten Gnadengehaltes.

Da diese Lebensbeschreibung eigentlich von seinem Sohne, dem Herrn Hofrath Hertel herrührt, so mögen dessen eigene Worte, womit er sie beschließt, auch hier den Schluß machen. „Von seinem Charakter, sagt er, könnte ich viel Gutes sagen, wenn ich nicht fürchtete, die Bescheidenheit zu beleidigen; allein den rechtschaffensten Mann, den wahren Christen, dessen Religion mehr im Herzen, als im Munde wohnte, den eifrigsten Kunstverwandten, den liebsten Freund, den besten Vater beweint mein Auge noch oft bei sich gelassenen Stunden.“

Homer.

Der allgepriesene griechische Sänger, der älteste Dichter, dessen Gesänge auf uns ge-

kommen sind, der Vater der Dichtkunst,

von dem, wie aus ewigem Urquell

Sich der Dichtenden Mund netzt mit pierischem

Trank; (Ovid.)

der Mann, welcher, wie ihn Horaz beschreibt, nichts Unschickliches wagt. Er lebte ungefähr tausend Jahre vor dem Anfang der christlichen Zeitrechnung, zwei hundert und funfzig Jahre später als der trojische Krieg, den er besungen hat. Seine Geburtsstadt ist ungewiß. Sieben Städte stritten sich um die Ehre, ihn geboren zu haben. Es waren nach einem alten Sechsfüßler beim Gellius:

Smyrna, Rhodos, Kolophon, Salamin, Chios,

Argos, Athänä.

Aller Wahrscheinlichkeit nach ist er ein Jonier, aus Kleinasien, und vermuthlich nicht von ganz geringer Herkunft gewesen. Ein reicher Kaufmann Mentes schenkte ihm seine Gunst, und nahm ihn mit auf sein Schiff. Mit ihm durchreiste er ganz Griechenland, Kleinasien,

das Mittelmeer und Ägypten, und sammelte sich vortreffliche Erdkenntnisse. Als sie, so lautet die alte Sage, zu Ithaka landeten, bekam Homer einen Fluß in die Augen. Sein Gönner ließ ihn daher bei einem gewissen Mentor, und ging nach Leukas. Bei seiner Zurückkunft fand er den Homer wieder gesund. Sie gingen abermahls zu Schiffe, besuchten die Küsten des Peloponnes, und kamen nach Kolophon, wo der Sänger gänzlich erblindete, und anstatt seines eigentlichen Nahmens Melesigenes, den Nahmen Homer, von ὁ μηρος, der Blinde, erhalten haben soll*). Dieser Zu-

*) Einige meinen, er habe den Nahmen Homer daher, weil er kinderlos war. Andre, weil er einmahl als Geisel diente. Die unbekannteste und sonderbarste Meinung bringt endlich der Jesusschüler (Jesuit) Bisciola († 1629) zu Modena, an den Tag, wenn er sagt: Homer habe viel dicke Haare auf der einen Hüfte gehabt, und deswegen hätten diejenigen, die ihn nicht mit seinem rechten Nahmen Melesigenes nannten,

fall bewog ihn nach Smyrna zurückzugehen. Hier vollendete er seine Ilias, zu welcher er schon vor seiner Reise, den Anfang gemacht hatte. Von Smyrna ging er, nachdem ihm zu Cumä und Phocäa verschiedene Absichten waren vereitelt worden, nach Chios, verheirathete sich daselbst und verfertigte seine Odyssee. Beide Gedichte sind Meisterstücke, und als Heldengedichte betrachtet, unnachahmlich. Die Ilias enthält die Gefechte der Griechen und Barbarn um Ilion (Troja), wegen der vom Paris entführten Helena, vornemlich aber die Heldenkraft, welche Achilleus in diesem Kriege bewiesen hat. Die

---

ihn gleichsam hinzeigend, — ὁμηρος genannt; aus diesem sei hernach ein Wort, als Eigenname, Ὁμηρος, Homäros, entstanden, als wenn dies sein Nahme gewesen wäre. Hat ihn doch ein Wurzelgräber — kein Wortforscher! — vom hebr. amar, sagen, ableiten wollen: Omer, ein Sprecher, Dichter!

Odyssee besingt die nach dem trojischen Kriege erfolgte Zurückreise des Odysseus in sein Vaterland, sein langes Umherirren auf dieser Reise, die ihm begegneten Abentheuer, und die an den Feinden seines Hauses von ihm vollzogene Strafe. Man sieht schon aus dieser kurzen Anzeige, daß Homer in der Ilias die körperliche Kraft, in der Odyssee aber die Vorzüge der Seele dargestellt habe. In diesen Gedichten findet man alle Arten dichterischer Schönheiten mit dem feinsten Geschmack angebracht. Homers Schreibart ist prächtig und dabei deutlich. Seine Gedanken sind erhaben; seine Verse unvergleichlich; seine Beschreibungen genau und richtig, und seine Bilder gleichsam redend. In den Schilderungen der Herzen ist er ein unerreichbares Muster, und man kann sich an ihm nicht satt lesen. Alcibiades gab einem Redner eine Maulschelle, weil er in seiner Schule den Homer nicht hatte. Alexander der Große,

achtete ihn so hoch, daß er ihn, nebst seinem Schwerte, unter sein Kopfkissen; die Ilias aber in das kostbare Kästchen des Darius legte, und sagte: Es sei billig, daß das vollkommenste Werk des menschlichen Verstandes in dem kostbarsten Kästchen der Welt, liege.

Die übrigen Lebensumstände des Homer sind unbekannt. In seinem 80sten Jahre reiste er von Smyrna nach Samos, von dort nach Jos. Von hier wollte er nach Athen gehen, fiel aber in eine Krankheit, an der er starb.

Es ist wahrscheinlich, daß er bei Verfertigung seiner Gesänge etwas Größeres beabsichtigt habe, als seinen Dichtergeist zu zeigen. Man erkennt auch an ihm deutlich, wie an den Ossian, das Gepräge eines Barden. Er hat nichts von dem vorsichtigen Wesen eines gelernten Künstlers; er singt nicht, weil er ein Liebhaber der Dichtkunst ist; sondern weil er einen göttlichen Beruf dazu fühlt,

Thaten, die noch im frischen Andenken waren, in dem Gedächtnisse des Volks zu erhalten.

Daß schon ältere Werke der Dichtkunst vor ihm vorhanden gewesen, nach denen er sein Muster genommen, kann man nirgends merken; so sehr fließt bei ihm der volle Strom aus seiner eigenen Quelle, ohne Spur einer künstlichen Veranstaltung. Homer sang seine göttlichen Gedichte ab. Ob dies nun gleich mehr tönende Sprechung (Declamation), als wirklicher Gesang gewesen seyn mag; so ist es doch schon ein klarer Beweis, wie tief es die Griechen fühlten, daß Dicht- und Tonkunst verbunden seyn sollten! Die Gesänge des Alkäos, Pindar, des Musäos, des Anakreon und der Sappho, wurden nicht bloß gelesen, wie Manche gewähnt haben, sondern sie wurden abgesungen und mit der Leier begleitet. Es ist der Mühe werth, hier Be-

ckers (Weltgeschichte 1r Th.) Ansichten darüber mitzutheilen:

Homer sang zur Lyra, die freilich damals wol nicht am vollkommensten war, die erhabensten Erzählungen, die der Tonkunst einen Inhalt gaben, und von ihr wiederum einen Reiz des Wohlklanges entlehnten. Damahls sangen Stegreifsdichter, dergleichen die südlichen Länder, den Nordbewohnern zur Verwunderung, noch jetzt aufstellen, ihre schön erfundenen Erzählungen zum Klang des Saitenspiels und ließen diese Kunst, herumziehend vor versammelten Haufen, hören; am gewöhnlichsten aber vor schmausenden Zechern. Bewunderung und reicher Lohn ward ihnen dafür, und aus den glänzenden Augen der Zuhörer erhielt ihre schönfluthende Begeisterung immer neuen Schwung. So hat man sich das Geschäft eines Orpheus und Homer zu denken. Von dem Orpheus haben wir nichts mehr übrig, aber die Ho-

merischen Werke lassen uns den klarsten Blick in die Gesangweise jener frühern Barden thun. Mancher findet es freilich unbegreiflich, wie man vor der Gemeinmachung der Schreibkunst solche Massen von Versen wörtlich im Gedächtnisse habe festhalten können; allein erstlich geben noch heut zu Tage die Italier und hochherzigen Spanier häufige Beweise der Überlegenheit mancher Geisteskräfte der Südländer; zweitens machten Männer, wie Homer, eine allbewunderte Ausnahme, und drittens standen ihnen auch eine Menge kleiner Hülfsmittel zu Gebote, die unsern jetzigen schreibenden Dichtern versagt sind. Sie fanden eine Sprache vor, die noch so wenig festgestellt war, daß sie Formen und Wortstellungen (Constructionen) nach Belieben erschaffen konnten. Der Zuhörer war viel zu sehr mit den Sachen beschäftigt, um viel auf die Worte zu achten, und da das Stegreifen (Extemporiren) so langer Gesänge zum immer

gleichmäßig fortlaufenden Zeitmaße (Tacte) der Leier doch keine Kleinigkeit war, so gestand man dem Künstler gern alle mögliche Freiheiten zu, wenn er nur verständlich blieb. Dieses Maß war drei Viertel-Maß, und immer nach 6 Schlägen, innerhalb welcher jedoch immer 1 oder 2 Ruhepunkte waren, holte der Sänger Athem. Dies ist die Entstehung des Sechsfüßlers (Hexameters). Ferner half sich der Sänger damit, daß er gewisse oft wiederkehrende Theile der Erzählung auch immer wieder mit denselben Versen anbrachte, und stets Halb- oder Viertel-Verse in Bereitschaft hatte, die als Füllsteine dienen mußten, (wie sich Becker im genannten Werke ausdrückt) wenn der Gedanke eher als der Vers zu Ende ging. Der weise Spartische Gesetzgeber Lykurg (880 vor Chr.) fand zu seiner Freude auf seiner Reise durch die Jonischen Pflanzstaaten in Kleinasien eine Menge Sänger, welche einzelne Gesänge des Homer, der da-

mahls schon über 100 Jahr todt war, auswendig wusten, und zur Zither sangen. Er ließ sie alle zusammen kommen; einer mußte vom Achill, ein anderer vom Hektor, dieser vom Ulysses, jener vom Diomedes singen. Lykurg ordnete alle die einzelne Gesänge nach einem gehörigen Zusammenhang, und ließ sie so auf Thierhaut (Pergament) schreiben; denn so weit hatten die Jonier unterdessen die Schreibekunst vervollkommnet. Zur Geschichte des Trojischen Kriegs fand er über 20 Gesänge zusammen, und eben so viele über die abentheuerliche Rückkehr des Odysseus. Spätere Griechen brachten dann mehr Zusammenhang in beide Stücke, und nannten das eine Gedicht, Ilias, das andere Odyssee. Glücklicher weise haben wir sie noch jetzt beide übrig, und Menschen von Gefühl und Geist lesen sie mit Entzücken. —

Über Homers Lebensumstände kann man den Pseudo-Herodot und den falschen Plutarch,

tarch, im Leben des Homer, nachschlagen; auch den Dio Chrysostomus in der Rede über den Homer, und endlich den Suidas, unter Ὅμηρος.

Ich schließe mit zwei Stellen aus zwei römischen Schriftstellern über Homers Blindheit, und zwei deutschen Scherzgedichten über den um Homer geführten Streit.

„Auch Homer (sagt Cicero in den tuskulischen Untersuchungen) soll blind gewesen seyn. Und gleichwohl sehen wir in seinen Gedichten lauter Mahlerei. Jede Gegend, jede Küste, jeder Ort in Griechenland, jeder Schlachtauftritt, jede Stellung der Truppen, jedes Fahrzeug, jede Bewegung von Menschen und Thieren: wie genau ist das nicht alles ausgemahlt! Gegenstände, die er selbst nicht sahe, wie hell hat er sie uns vor die Augen gestellt!" — Vellejus Paterkulus:

„So jemand glaubt, daß Homer blind geboren sey, der muß selbst blind und aller Sinne beraubt seyn."

I.

Sieben Städte zankten sich drum, ihn geboren zu haben;
Nun, da der Wolf ihn zerriß, nehme sich jede ihr Stück.

II.

Die Homeriden (von Schiller).

Wer von euch ist der Sänger der Ilias? Weils ihm so gut schmeckt,
Ist hier von Heynen ein Pack Göttinger Würste für ihn —
„Mir her! Ich sang der Könige Zwist!" — „Ich die Schlacht bei den Schiffen!" —
„„Mir die Würste! Ich sang, was auf dem Ida geschah!"" —
Friede! Zerreißt mich nur nicht, die Würste werden nicht reichen!
Der sie schickte, er hat sich nur auf Einen versehn.

Hübner.

Johann Hübner, ein geschickter blinder Geiger zu Nürnberg, gebohren daselbst 1631. Er wurde, seiner Kunstgaben und Geschicklichkeit wegen, noch im Jahre 1670 in Kupfer gestochen.

Jacobi.

Christian Gotthilf Jacobi, ein Sohn des 1703 verstorbenen Oberhelfers (Archidiakonus) bei der St. Johannis-Kirche zu Magdeburg, Mag. Johann Balthasar Jacobi, war gebohren 1696 am 26. Januar. Die Mutter Elisabeth Margaretha gebohrne Triller, war aus Zeitz gebürtig, und stammte von dem alten getreuen Köhler Triller her, welcher sich zu der Befreiung der beiden Sächsischen Prinzen so bereit finden ließ *). Walther erzählt uns von unserm blinden Meister folgendes:

*) Die Geschichte des durch Kunz von Kaufungen

Jacobi bekam im zweiten Jahre seines Lebens die Pocken so entsetzlich, daß die Aerzte besorgten, er würde an dem einen Fuße lahm werden, weil an demselben eine Fäulniß entstanden war. Ob nun gleich dieses nicht erfolgte, so hat ihn doch ein weit größeres Unglück betroffen: denn nachdem er 19 Wochen beständig blind gelegen, schwor ihm das linke

---

verübten Prinzenraubes ist zu bekannt, als daß ich sie genau erzählen sollte. Sie fällt ins Jahr 1455. Nur so viel erinnere ich hier, daß der eigentliche Nahme des braven Köhlers nicht Triller, sondern Schmid war; er bekam jedoch diesen Nahmen wegen des von ihm gebrauchten Ausdrucks: „Ich habe ihn standesmäßig getrillt" (nehmlich den Prinzenräuber). Sein Geschlecht erhielt damahls ein Freigut, und noch bis auf den heutigen Tag bekommt der älteste seines Hauses jährlich 4 Scheffel Korn. Der Dichter Triller, ehemahls Hofrath und Professor zu Wittenberg, hat jene Begebenheit in Versen besungen. —

Auge gänzlich aus, und nach Verlauf eines Vierteljahres, fiel der Stern aus dem rechten Auge, der Wärterin, die ihm eben eine Suppe geben wollte, entgegen. Diesen äußerlichen Sinnverlust aber hatte Gott mit einem lebhaften Geiste, und einem unvergleichlichen Gedächtnisse desto reichlicher ersetzt, daß, nachdem er vom 9ten Jahre an die Magdeburgsche Oberschule besucht, er ohne Bedenken höher schreiten konnte. Weil er nun nebst der Liebe zu den Wissenschaften, einen besondern Trieb zur Tonkunst in sich spürte, die Seinigen aber sowohl als Andre wegen seines Unglücks zweifelten, daß er es in dieser Kunst weit bringen könnte; wagte es endlich der Orgelspieler an der St. Johannis-Kirche, Simon Conrad Lippe, ihn anzunehmen, der es auch innerhalb zwei Jahren, dahin brachte, daß er ziemlich vorspielen und die Lieder auf der Orgel mitspielen konnte. Der Anfang zu dieser Tonübung wurde 1712 gemacht, und bis 1714 (nachdem

er im Jahre 1712 die Oberschule zu Zeitz besucht und 1713 von da zurückgekehrt war) fortgesetzt. In den folgenden Jahren hat er die hohen Schulen Leipzig und Jena, ingleichen verschiedene Fürstliche Höfe in Sachsen und Franken besucht, und sich mit nicht geringem Beifall hören lassen; hierbei auch die deutsche Dichtkunst getrieben, und angefangen, sich auf die Tonsetzung zu legen: welche, wenn erst jemand gewohnt ist, seine Empfindungen aufzuschreiben, ihm geschwind genug, besonders wenn es nicht gar zu viel Stimmen sind, von statten geht.

Im J. 1720 ward er Orgeler an der St. Petri, und 6 Jahre darauf an der St. Katharinen-Kirche zu Magdeburg, welches Amt er lange Zeit bekleidet hat. — Meine Ältern kannten ihn in ihren jüngern Jahren noch, und erzählten oft manches von ihm, besonders, wie der blinde Mann seiner Tochter die ihm beigefallnen Dichtungen eingesagt habe.

Die blinden Japanischen Weisen.

Im Kaiserthum Japan machen die Blinden eine eigne Körperschaft aus, aber einen Weisenverein, der hochgeachtet ist. Es giebt keinen großen Herrn, keinen Fürsten, der sich nicht ein Vergnügen daraus machte, sie um sich zu haben, um sich in Gesellschaft dieser schönen Geister zu belehren.

Die Jahrbücher von Japan, die Geschichten großer Männer, die Denkmäler der Geschlechter haben nicht so vielen Werth, als die Verewigung durch sie. Sie beschäftigen sich vorzugsweise mit diesen Dingen, theilen sich einer dem andern mit, was sie wissen, und so bildet sich eine Überlieferung des Wissenswürdigen in ihrem Stande. Diese Blinden haben Gelehrtenvereine, wo sie Ehrenstufen annehmen. Sie üben sich nicht nur darin, ihr Gedächtniß anzubauen; sondern auch, was sie gelernt, mit einer eigenthümlichen Anmuth zu

erzählen, es in Sangweisen zu bringen, und ihm den Schmuck der Dichtkunst zu geben.

Kehl.

Johann Balthasar Kehl, Vorsänger zu Bayreuth, geb. zu Coburg, war vorher Orgelspieler zu Erlangen, und seit 1780 blind. Von seinen Werken hat er öffentlich bekannt gemacht: Verschiedene Klavierklangstücke in den Oeuvres mélées; Nürnberg; Sammlung einiger veränderten Liederweisen, vier Sammlungen, Nürnberg, 1770. — Er hat außer diesen auch die Hirten bei der Krippe zu Bethlehem, von Ramler, die Pilgrime auf Golgatha, ein Schauspiel, und verschiedene andere Singstücke in Töne gesetzt, die aber nicht gedruckt sind. Er ist nun schon seit mehrern Jahren todt. —

Maria Kirchgäßner.

Maria Kirchgäßner, Tochter des Speyerschen Zahlmeisters zu Bruchsal, geboren daselbst 1773. Ihr Gesicht wurde im vierten Jahre ihres Lebens durch die Blattern völlig verdunkelt. Sie verrieth seit ihrer frühesten Kindheit Anlage zur Tonkunst, und spielte schon im sechsten Jahre Klavier.

Um diese Zeit verlohr ihr Vater unverschuldeter Weise sein Vermögen, und gerieth in eine sehr traurige Lage. Der Reichsgraf von Bevolding nahm sich nun der verlassenen Kirchgäßner an, ließ sie durch den Badenschen Tonmeister Schmittbauer unterrichten, der auch für sie ein besonderes Glasglockenspiel (Harmonika) baute. Sie selbst ließ sich darauf seit dem 10ten Jahre hören, ging mit dem Rathe Boßler seit 1791 auf Reisen durch Deutschland und Holland nach London, wo sie sich über drei Jahre lang aufhielt. Sie ließ

durch den deutschen, aber seit 30 Jahren in England wohnenden Tonwerkmeister (Instrumentenmacher) Fröschle, nach ihrer und Boßlers Angabe ein Glasglockenspiel mit einem Schall- (Resonanz-) Boden verfertigen, das sich vor andern Tonwerkzeugen dieser Art vorzüglich auszeichnet.

Ein in London sich aufhaltender deutscher Arzt, Fiedler, machte mehrere Versuche, die zur Wiederherstellung ihres Gesichts abzweckten, und vermochte so viel, daß sie wenigstens einen Lichtschimmer erhielt. Sie reiste nach Kopenhagen, von da durch einen Theil Deutschlands und Preußens nach St. Petersburg, ging von dort durch Pohlen und Schlesien nach Sachsen, wo sie sich in der Nachbarschaft von Leipzig mit dem Rath Boßler ein Landgut kaufte, und machte in der Folge noch eine Reise nach Paris. Sie war eine Freundin der Lesung, besonders der Dichtkunst, und ließ sich auch deshalb häufig vorlesen. Auch

mußte ihr alles, was sie auf ihrem Spiele vortragen wollte, zuvor einigemal auf dem Klavier vorgespielt werden.

Sie war auf dem Glasglockenspiel nach dem Urtheile der Sachkundigen, die erste Künstlerin, und trug darauf, selbst für das Fortepiano schwierige Tondichtungen berühmter Meister, und zwar nicht allein das Langsame (Adagio), sondern auch das Hurtige (Allegro), mit und ohne Begleitung andrer Tonwerkzeuge meisterhaft vor; setzte auch für das Glasglockenspiel. Sie starb 1808 zu Schafhausen, da sie eben eine große Reise vornehmen wollte. Ihr 18jähriger Reisebegleiter Herr Rath Boßler hat jetzt ihre Lebensbeschreibung versprochen. Vier Kupfer sollen das Buch zieren: ein sinnbildliches Titelkupfer von Schnorr; ein Bildniß der Künstlerin; eine Ansicht des Klosters Paradies, eine halbe Stunde von Schafhausen, wo die Kirchgäßner begraben liegt; und eine Abbildung ihres

Englischen Glockenspiels. Leider wird das Werk nun nicht gedruckt.

Kaspar Krumbhorn.

Kaspar Krumbhorn, eines Rathsverwandten Sohn zu Liegnitz, war daselbst gebohren den 28. Oktober 1542. Er büßte im dritten Jahre seines Alters durch die Blattern beide Augen ein. Der Tod beraubte ihn auch seines Vaters; und, als nachmahls seine Mutter, eine gebohrene Schultz, einen gewissen Stimmler geheirathet hatte, wurde er von den Leuten gewöhnlich der blinde Stimmler genannt.

Als er herangewachsen war, zeigte er große Neigung zur Tonkunst; deshalb brachte ihn sein Bruder, der Prediger Bartholomäus Krumbhorn zu Waldau, zu dem damals berühmten Ton- und Setzmeister Knöbel in Goldberg, der ihn anfänglich auf der Flöte und Geige und nachher auch auf dem Tasten-

spiel unterrichtete, wobei der blinde Schüler keinen Fleiß sparte, sondern so gute Fortschritte machte, daß er in kurzer Zeit von Jedermann, besonders im Tonsatze, bewundert wurde. Zu derselben Zeit lebte der Churfürst August zu Sachsen. Auch zu diesem gelangte der Ruf von unserm blinden Tonkünstler, und weil er denselben zu sehen verlangte, mußte Krumbhorn nach Dresden reisen, und seine Kunst vor dem Churfürsten und seinen Hofbedienten zeigen; worüber ihm hernach der Churfürst sein besonderes Wohlgefallen bezeigte, und ihm anbot, in Dresden zu bleiben. Da ihm aber sein Vaterland Schlesien lieber als Sachsen war, kehrte er wieder nach Liegnitz zurück, und wurde daselbst in seinem 23sten Jahre Orgelspieler an der St. Peter- und Pauls-Kirche, welchem Dienste er 56 Jahre lang treu vorstand, während der Zeit gute Schüler bildete, auch in den sogenannten Collegiis Musicis öfters leitete (dirigirte), und

vieles setzte, bis er endlich im 79sten Jahre, 1621 am 11. Juni starb; da ihm denn nachstehende Grabschrift gesetzt worden ist:

Vis scire viator
Casparum Krumbhornium,
Lign. Reip. civem honoratum,
qui
cum tertio aetatis anno variolar.
ex malignitate visu
privatus,
Musices dehinc scientia et praxi
admiranda
praeclaram sibi nominis
Existimationem domi forisque
comparasset,
Conjugii optabilis felicitate,
Bonorum etiam Magnatum,
Dei imprimis gratia evectus,
Singulari sortem moderatione,
ad ann. usque LXXIIX. toleravit,
Organic. munus apud Eccles. P. P.

Annos LVI. non sine industriae
testimonio gessisset,
pie demum beateque A. C. 1621 11. Jun.
in Dom. obdormivit.
Anna et Regina Filiae, earumque
Mariti superstites
Parentem Socerumque B. M.
hoc sub lap. quem
Vivens sibi ipsimet destinaverat,
honorifice condiderunt.
Nosti, quod voluit, quicunque es,
Nosce te ipsum. —

Franziskus Landinus.

Franziskus Landinus, ein im Jahre 1380 lebender blinder, aber sehr berühmter Tonkünstler, Vernunftforscher und Sternseher. Man weiß, Nachrichten aus Florenz zufolge, daß er viele Tonwerkzeuge zu spielen verstanden hat.

Er hatte die Ehre, vom Könige in Cypern und vom Herzoge von Venedig mit dem Lorberkranz geschmückt zu werden; und hat einige für die Tonkunde damaliger Zeit sehr brauchbare Sachen herausgegeben.

Lauer.

Vor wenig Jahren starb zu Dessau der blinde Harfner Lauer aus Genf, der sich durch mehrere Kunstfertigkeiten, insonderheit aber als blinder Tonkünstler auszeichnete.

Durch sein äußerst feines Gefühl unterschied er menschliche Schönheit von Nichthäßlichkeit, und drückte dann sein Urtheil so richtig aus, wie es nur ein Sehender thun würde.

Durch seine Tongaben erwarb er sich den Beifall seines Fürsten, des Herzogs von Anhalt-Dessau und Desselben Gemahlin, vor welchen er öfters seine Tonfertigkeit zeigte.

Ich

Ich hörte zuerst von ihm auf meiner Reise nach dem Anhaltischen im August 1807, wo man mir unter andern in Wörlitz auch einige seiner Tondichtungen zeigte. Wenn ich aber dieselben beurtheilen soll, so finde ich darin ungemeinen Fluß.

Achilles Daniel Leopold.

Achilles Daniel Leopold, ein Blindgebohrner zu Lübeck, war in der Gottesgelehrtheit, in den Rechten, in der Dichtkunst, in der Beredsamkeit, in der Geschichte und Erdbeschreibung, in vielen Sprachen und besonders in der Tonkunst sehr erfahren. Er sang sehr gut, und spielte die Gambe, Flöte und Geige im vorzüglichen Grade.

Er war zu Lübeck am 11ten Juni 1691 gebohren, und starb daselbst am 11ten März 1753.

Linnemann.

Hans Linnemann, war ein blinder Tonkünstler, der ums Jahr 1682 zu Halberstadt lebte und selbst Tonwerkzeuge verfertigte.

Löbel.

In Böhmen und Sachsen zog zur Zeit Benda's ein blinder Jude Namens Löbel mit einer Bande Kunstpfeifer herum, der in seiner Art ein außerordentlicher Spieler war. Er zog einen guten Ton aus seiner Geige, setzte seine Stücke selbst, die zwar immer etwas wild, aber doch sehr artig waren. Einige seiner Tonweisen gingen bis ins dreigestrichene a hinauf, und doch brachte er sie äußerst rein und sicher heraus.

Das Spielen dieses Juden erregte in Benda eine kleine Eifersucht; und Löbel wurde auf diese Art die erste und vornehmste

Ursache, daß Benda der berühmte Mann und große Meister nachher geworden ist.

von Mastiaux.

Dieser von Mastiaux, Hofkammerrath des Churfürsten von Köln zu Bonn, ein Liebhaber, von Anlagen und Einsichten, dessen einziges und tägliches Vergnügen die Tonkunst war, wurde am 17. Juni 1626 auf dem Schlosse Junkenrath in der Grafschaft Blankenheim gebohren, wo sein Großvater Statthalter (Gouverneur) war. Er hatte in seinem sechsten Jahre das Unglück, zu Mühlheim bei einem Geistlichen, dem er zur Erziehung übergeben war, blind zu werden. In diesem Zustande war ein Klavier sein einziger Zeitvertreib. In des Nachbars Hause hörte er täglich auf zwei Hörnern blasen; auch konnte er den Orgeler in der Kirche spielen hören, weil dieselbe dicht an seiner Wohnung

lag. Dies merkte er sich, und suchte es, so oft er Erlaubniß erhielt, auf seinem Klavier nachzuspielen. Hierdurch kam er endlich so weit, daß er alles, was er nur hörte, fertig und richtig nachspielen konnte.

Im zwölften Jahre kam er zu den Jesuern (Jesuiten) nach Köln, um daselbst die Wissenschaften zu treiben, da ihn sein Augenweh verlassen hatte. Auch hier suchte er sich aus den gehörten Gesängen (Arien) und Kirchenspielen, Klavierstücke zusammen zu setzen. Endlich lernte er auch die Pausen und Noten kennen, indem er von einem Hochschüler die Flöte erlernte. Hiermit verband er nun das fleißige Lesen von Tonschriften, suchte seine Fingersetzung auf dem Klavier sowol als seinen Bogen auf der Geige und Kniegeige durch aufmerksames Hören und Sehen der besten und dasigen Meister zu verbessern, und fühlte sich nun stark genug, mit einigen Liedern, Drei-, Vierspielen und vollstimmigen

Tonstücken, einen Versuch im Satze zu machen: als auf einmal die Geschäfte eines neuen Amts diese für ihn bisher so angenehme Unterhaltung auf 15 Jahre zum Stillstande brachten.

Nach Verlauf dieser Zeit fing er zwar seine Tonübungen wo möglich mit noch größerem Eifer an, sahe sich aber genöthigt, wegen eines Anfalls von Blutauswerfen, die Gellflöte (Clarinett), Flöte und das Horn aufzugeben. Desto fleißiger wurden aber nun das Klavier und die übrigen Tonwerkzeuge geübt. Hiezu trugen vieles die früh aufkeimenden Tonanlagen seiner fünf Kinder bei, mit denen er sich die Freude machen konnte, ein Fünfspiel (Quintett) aufzuführen.

Diese jungen Zöglinge aufzumuntern, errichtete er ein Tonspiel, das den Winter hindurch wöchentlich in seinem Hause gehalten wurde, und woran Fremde und Einheimische Theil nehmen konnten.

Zum Behufe desselben besaß er so viel Tonwerkzeuge, daß er fast ein vollständiges Tongerüst damit versehen konnte. Hierunter befanden sich von alten berühmten Meistern: fünf Flügel, ein Klavier, ein großes spitzsäulenförmiges Hammer-Klavier, eine Baßgeige, eine Kniegeige, eine Armgeige und sechs ächte Kremona-Geigen.

Eben so reich war sein Vorrath von Tonstücken. Von Joseph Haydn, seinem Lieblingstondichter, mit dem er im Briefwechsel stand, besaß er allein 80 vollstimmige Stücke, 30 Vier- und 40 Dreispiele. Und außer diesen noch 50 Klaviertonspiele von den besten Meistern. Ohne Zweifel hat sich diese Sammlung seit 1783, von welchem Jahre sich diese Nachricht herschreibt, noch sehr ansehnlich vermehrt.

Matcalf.

Zu Spofforth in Yorkshire, starb in dem Jahre 1810 Johann Matcalf, der blinde Jack genannt, in einem Alter von 94 Jahren. Schon in seinem vierten Lebensjahre ward er blind; seinen Unterhalt verdiente er sich als Tonkünstler und endlich als Wagenmeister bei der Post, wo er die Wagen bei den schwierigsten Wegen, durch die dortigen Wälder bei Nacht und durch tiefen Schnee aufs sicherste leitete, und also manchen sehenden Postknecht beschämte.

Milton,

Geheimschreiber der auswärtigen Geschäfte beim englischen Staatsrath zu London, ward gebohren daselbst 1608, am 9ten Dezember. Er hatte von zarter Jugend an eine ungemeine Begierde etwas zu lernen, darüber er auch endlich sein Gesicht verlohr,

weil er meist bis in die späte Nacht forschte. Er legte sich zu Cambridge, wohin er im funfzehnten Jahre seines Alters zog, ganz besonders auf die Dichtkunst, wurde auch daselbst, nachdem er sich an sieben Jahre aufgehalten, Magister, worauf er sich auf dem Lande aufhielt, und zuweilen in London die Ton- und Größenlehre trieb. Er war von Gestalt so schön, als das reizendste Frauenzimmer, weshalb ihn viele Leute das Frauenzimmer aus dem Christ-Stift (Collegium) zu Cambridge nannten, auf welchem er seine wissenschaftliche Laufbahn machte. Eines Abends lustwandelte Milton mit mehreren Freunden in der Nähe der Stadt. Ermüdet setzte er sich unter einen Baum und schlief ein, während seine Freunde ihren Schlendergang fortsetzten. Sie hatten sich noch nicht weit entfernt, als ein Einspänner gefahren kam und vor Milton still hielt. Er erwachte nicht. Zwei Frauenzimmer stiegen aus, und betrach-

teten (wie Luna den Endymion) einige Minuten lang den schönen Schläfer mit sichtbarem Wohlgefallen. Endlich nimmt die Schönste von ihnen ein Blättchen Papier, schreibt mit Bleistift etwas darauf, und steckt es ihm dann leise und vorsichtig in die Hand. Noch schläft er fort, und die beiden Unbekannten entfernen sich, ohne daß er sie bemerkt hat. Im höchsten Grade neugierig eilen seine Freunde, die in einiger Entfernung alles mit angesehen hatten, zurück, und lesen, ohne ihn zu wecken, das Geschriebene. Es war die schöne Stelle aus dem Pastor Fido des italischen Dichters Guarini, folgendes Inhalts in der Übersetzung:

„Augen, unvergängliche Strahlen,
Urheber meiner Qualen,
Tödtet ihr schlafend mich: Offen, —
was ist von euch zu hoffen?"

Die Freunde Miltons weckten darauf den Verwunderten, und erzählten ihm den sonder-

derbaren Vorfall. Er las, und wie ein heimliches Gift ergriff die süße, gefährliche Schmeichelei sein ganzes Wesen. Rastlos und überall suchte er nunmehr die schöne Unbekannte vergebens, er fand sie nicht. Seine erwachte Eitelkeit trieb ihn noch weiter. Er ging nach Italien, durchkroch jeden Winkel, war im Schauspiele, im Fasching (Carneval), kurz er ließ kein Mittel unversucht, das ihm die Möglichkeit zeigte, des Anblicks seiner Schäferin froh zu werden; doch vergebens, er fand sie nirgends.

Auf dieser Reise soll Milton auch den Plan zu seinem verlohrnen Paradies entworfen haben; die Vermuthung hat einige Wahrscheinlichkeit. Erst nachdem er Italien mehrere Jahre, von einem Ende zum andern, fruchtlos durchstrichen hatte: kehrte er traurig und muthlos in sein Vaterland zurück. Seine Reise nach Italien und Frankreich geschahe in seinem neun und zwanzigsten Jahre. Bei sei-

ner Wiederkunft in England mischte er sich in die Kirchenstreitigkeiten, wobei er sich auf die Seite der Presbyterier schlug. Er war auch ein besonderer Vertheidiger der Freiheit und der Ehescheidung, wollte sich auch selbst von seinem ersten Weibe scheiden. Auch vertheidigte er den Königsmord, welchen die Cromwellischen an Carl I. begingen, und gab ein Buch unter dem Titel: The tenure of kings and magistrats heraus, weshalb er Geheimschreiber bei der Sprechgemeinde und hernach bei Cromwell ward; ferner eine defensionem pro popnlo Anglicano (deren eine wider Petr. Molinaei clamorem regii sanguinis ad coelum, gerichtet), dafür er auch reichlich beschenkt wurde, und andere Schriften der Art, weshalb man damahls der Meinung war, Gott habe ihn wegen dieser Sünde, mit Blindheit geschlagen, da er bei der ersten Vertheidigung das eine, und bei der zweiten das andre Auge einbüßte. Doch erhielt er bei

der Regierung Carls des Zweiten wiederum Verzeihung, wiewohl er von öffentlichen Aemtern ausgeschlossen blieb. Im Jahre 1660 traf ihn das Unglück, daß er in dem großen Brande zu London seine auserlesene Bücherei, welche aus 2000 Bänden bestand, verlohr.

Ganz besonders macht uns den Milton sein verlohrnes und wiedergefundenes Paradies werth, doch wird nur das erste für ein rechtes Meisterstück gehalten, das andre kommt ihm nicht bei, daher man gesagt hat: man finde den Milton wohl in dem verlohrnen, aber nicht in dem wiedergefundenen Paradiese. Milton erhielt 1665 von dem Buchhändler für sein verlohrnes Paradies in zwei Fristen, 10 Pfund Sterling, und Hoyle, Verfasser der Abhandlung über das Whistspiel, zog den ganzen ansehnlichen Vortheil der ersten Auflage für sich, und bekam von seinem Verleger für die zweite Auflage, die

Summme von 200 Pfund baar, und vorausbezahlt. Wenn Milton in die Feder sagte, so saß er gewöhnlich in einem Lehnstuhl rückwärts, nach einer Seite gelehnt, und die Füße über die Lehnen hinausgehängt. Er machte oft früh, wenn er im Bette lag, Verse; dann rief er jedesmahl seine Tochter, um sie aufschreiben zu lassen. Er soll wohl 40 Zeilen in einem Athem eingesagt und hernach sie auf die Hälfte heruntergesetzt haben.

Milton heirathete, nachdem er blind geworden war, ein streitsüchtiges Frauenzimmer. Der Herzog von Buckingham nannte sie eine Rose. „Ich kann über Farben nicht urtheilen," sagte Milton, „aber Sie können Recht haben; die Dornen empfinde ich täglich." —

Als ihm von seiner Frau zugeredet wurde, er solle doch die ihm nach Cromwell's Tode angetragene Stelle eines lateinischen Geheimschreibers annehmen, ob es schon seinen

Grundsätzen zuwider sey, eine Verwaltung für rechtlich zu erklären, die er vorher als widerrechtlich vorgestellt hatte, so gab er ihr zur Antwort: „Meine Liebe, Sie und andre Ihres Geschlechts wollen gern in Kutschen fahren, ich aber — muß ein ehrlicher Mann seyn." —

Seine ungünstige Ehe gab ihm vielleicht zu manchen ungünstigen Äußerungen Veranlassung; die er bei Gelegenheiten hören ließ. Einst fragte man ihn, woher wohl der sonderbare Widerspruch komme, daß in gewißen Ländern der Fürst im vierzehnten Jahre für herrschfähig erklärt werde, während das Heirathen vor dem achtzehnten Jahre verboten sey? „Dies kommt daher," erwiederte Milton, „weil es noch schwerer ist, eine Frau, als ein Volk zu lenken." —

Seine gänzliche Blindwerdung auf Lebenszeit fällt ins Jahr 1653. Er starb 1674 am 10. Nov. im drei und sechzigsten Jahre

seines Alters. Bei seiner ausgebreiteten Gelehrsamkeit, bei seinen großen Kenntnissen in fast allen lebenden und todten Sprachen, indem nach der hebräischen Bibel der Homer seine Lieblingslesung war; so daß er ihn fast auswendig wußte, bei seiner Größe als Dichter, bei allen diesen Gaben war Milton auch ein großer Tonkünstler.

Schon in seiner Jugend bewies er seinen Geschmack und seine Liebe zu dieser Kunst dadurch, daß er nebst den auf seinen Reisen durch Frankreich und Italien gesammelten Büchern einige Kisten auserlesener Tondichtungen mit nach England brachte. Er spielte die Orgel und die Baßgeige. Nach dem Mittagsessen pflegte sich auch noch der blinde Milton durch Spielen auf der Orgel, wozu er entweder sang, oder seine Frau singen ließ, von seinen Morgengeschäften aufzuheitern, und zu den Abendgeschäften neue Kräfte zu sammeln. Schade, daß nichts von seinen

Tondichtungen bis auf unsre Zeiten gekommen ist.

Die Liebhaberei an der Tonkunst scheint er von seinem Vater, einem Beurkunder (Notarius) zu London, ererbt zu haben, der, nach seinen hinterlassenen Werken zu urtheilen, auch ein vorzüglicher Tonkünstler gewesen seyn muß. Von unsers Miltons Gedichten hat der große Händel drei in Töne gesetzt, nemlich: Simson, l'Allegro und il Penseroso.

Johann Martin Reth,

Orgelspieler zu Itzehoe, im Holsteinschen, gebohren daselbst ums Jahr 1683, hatte in seinem fünften Jahre das Unglück, durch die Blattern gänzlich und auf Lebenszeit, seines Gesichts beraubt zu werden. Unterdessen wurde im Jahre 1693 der berühmte Rosenbusch, als Orgeler nach Itzohoe berufen. Dieser

ser nahm sich des jungen Neth an und unterrichtete denselben acht Jahre lang unentgeldlich, sowohl im Singen und der Tonkunst überhaupt, als auch auf der Orgel und in der Setzkunst. Durch eigne unermüdete Übung brachte er es nach der Zeit auch auf der Laute, Harfe, dem Hochholz *), der Flöte und Geige zur größten Fertigkeit, so daß, als sein Lehrmeister 1713 den Ruf nach Glückstadt erhielt, er durch einstimmige Wahl zu dessen Nachfolger an der schönen Orgel zu Itzehoe, ernannt wurde. Er starb daselbst 1756.

Ossian. (Oisian.)

Gehört als blinder keltischer Barde, der, wie er selbst erwähnt, zur Harfe sang, in diese

*) S. die neue Berl. Monatschrift, März 1807, über dieses Wort.

Sammlung. Er war der Sohn des kaledonischen Königs Fingal, und lebte zu Ausgang des 3ten und Anfang des 4ten Jahrhunderts in Schottland. Auch die Irländer eignen sich ihn zu, und führen in ihrem Wappen eine Harfe. Seine Gesänge lebten nur noch im Munde der Hochländer, als der Schottländer Macpherson sie wieder sammelte, und aus der alten Ursprache, der Ersischen oder Gaelischen, die nur im Schottischen Hochlande und auf vielen Inseln noch üblich ist, ins Englische übersetzte. Der alte Barde weicht dem Homer weder an kunstloser Einfalt, noch an Erhabenheit. Ja man möchte sagen, Ossian ist der einzige Dichter, der sich niemahls zum leichten Tändelnden herabsenkt, sondern der immer in dem hohen Gebiet des Großen und Feierlichen einherschreitet. Die Auftritte, die die Töne seiner Harfe besingen, sind wild und schauerlich. Eine am Meerstrande ausgestreckte Heide, ein umnebelter Berg, ein durch

ein einsames Thal schießender Strom, zerstreute Eichen; Hünengräber mit Moos überwachsen; erwecken alle eine schaudervolle Erwartung im Gemüthe, und bereiten zu großen und außerordentlichen Begebenheiten vor. Wir haben an Ossian einen wahren Barden, nicht einen nachahmenden Dichter; er dichtete und sang, weil es sein Amt so mit sich brachte. Zu diesem aber hätte er nicht bloß einen äusserlichen, sondern einen noch weit ehrwürdigern, innern Beruf von der Natur selbst, die ihm den erfinderischen, blumenreichen Geist und das empfindsame Herz gegeben hatte, wodurch er auch ohne äussern Beruf ein Dichter gewesen seyn würde. Er nahm die Harfe nicht zum Zeitvertreib in die Hand, auch nicht aus Ruhmbegierde, sich einen Nahmen zu machen. Er sang aus Liebe zur Dichtkunst und dem Gesange. Seine Freude war, an Helden zu gedenken, unter welchen er geblüht hatte, die rührenden Vorfälle seines Le-

bens zurückzurufen, sich mit seinen vergangenen Kriegen uud Siegen, Geliebten und Freunden zu unterhalten; bis, wie er selber es ausdrückt: „eine Stimme zu Ossian kommt „und seine Seele erweckt. Es ist die Stimme vergangner Jahre, sie rollen mit allen „ihren Thaten vor mir."

Und bei dieser ächten Dichter-Begeisterung, da er seinem Geist die völlige Freiheit gab, ist es kein Wunder, daß wir so oft in seinen Liedern die mächtige, und immer gefällige Stimme der Natur hören und erkennen.

Arte natura potentior omni, —

Est deus in nobis, agitante calescimus illo.

Zu seiner Zeit waren Ton- und Dichtkunst nicht Künste, die ein Muße erschaffender Reichthum zu seinem Zeitvertreib herbeiruft; sie waren öffentlich, auf das innigste mit der Staatsklugheit und den Volkssitten vereinbarte Künste, deren unmittelbarer Zweck die

Ausbreitung der Tugend und Erhaltung der Freiheit war; Künste, die ein wesentlicher Theil des Triebwerks waren, wodurch der Volksgeist verbessert, oder wenigstens in seiner Kraft erhalten, und der Staat in seiner Stärke befestigt werden sollte.

Deswegen ist Ossian von allen Dichtern, die wir kennen, der einzige seiner Art; denn er hat als Heldendichter vor andern den Vorzug, daß er bei den meisten der Großthaten, die er singt, nicht nur Augenzeuge, sondern auch Hauptheld gewesen. Die Helden, die er schildert, waren ihm größtentheils selbst bekannt; die vornehmsten durch langen Umgang und durch Bande der Freundschaft und Verwandschaft; andere durch die Handlungen, in die er selbst mit verwickelt war, oder aus Erzählungen von Augenzeugen. Er war ein Barde und zugleich ein Heerführer; sein Vater aber, ein König verschiedner Stämme der

kaledonischen Völkerschaft, *) war der berühmteste Held seiner Zeit; ein besserer Achilles, dem kein Feind widerstehen mochte, und der selbst über Römische Heere gesiegt hatte. Aus seinen Gedichten sehen wir, daß zu seiner Zeit die alten kaledonischen Kelten auf dem höchsten Punkt der Tapferkeit gestanden, und in ihren Sitten, es zu einem hohen Grade des Edelmuths gebracht haben.

Über die Ächtheit dieser kostbaren Überbleibsel sind heftige Streitigkeiten gewesen. Als Macpherson seine Sammlung der Welt darlegte, Gedichte von mancherlei Art, von so großer Schönheit, in solcher Menge und aus dem grauen Alterthume: hielten gar Viele diese außerordentliche Erscheinung für einen Kunstgriff des Betruges. Selbst Herder hat es wahrscheinlich zu machen gesucht, daß

*) d. h. Cael-Don, die Gallier der Berge, die den bergigen Theil Nordbrittanniens bewohnten.

Macpherson nicht Sammler, sondern Verfasser derselben sey. Es schien eben so unglaublich, daß unter einem Volke, welches man für wild und barbarisch gehalten hatte, ein Dichter sollte gelebt haben, der den größten griechischen Dichtern den Rang könnte streitig machen, als daß seine Gedichte seit so vielen Jahrhunderten durch bloß mündliche Überlieferung, sich sollten erhalten haben. Und doch ist beides, durch die unläugbarsten Beweise ausser allen Zweifel gesetzt. Jene Uralterthümlichkeit kann kein Neuerer erheucheln, die Natur ist gleichsam in ihrer geheimsten Werkstatt belauscht. Auch hat John Smith, ein gelehrter Schotte, die Rettung Ossians, unwiderleglich dargethan. Selbst zwei Handschriften sind aufgefunden. S. Vindiciae antiquitatis carminum Ossiani, von D. Dzondi, Wittenberg 1799. Die ganze Geschichte des Streites erzählt Adelung im zweiten Theil des Mithridates S. 104 — 141. Und jetzt haben wir Ossians Ge-

dichte von dem braven Ahlwardt, Rektor in Oldenburg, zum ersten Mahl aus dem Gaelischen im Silbenmaße verdeutscht, zu hoffen.

Die Vergessenheit umhüllt', o Ossian, auch dich!
Dich huben sie hervor, und du stehest nun da!
Gleichest dich dem Griechen! trotzest ihm!
Und fragst, ob, wie du, er entflamme den Gesang?
Voll Gedanken auf der Stirne höret' ihn Apoll,
und sprach nicht. Und gelehnt auf die Harfe Walhalls
Stellt sich vor Apollo Bragor hin,
und lächelt, und schweiget, und zürnet nicht auf ihn.

Klopstock, im Hochgesang: Unsre Sprache ꝛc. (Ausg. 1798.)

Es wird, wie ich denke, nicht überflüssig seyn, ein Verzeichniß seiner einzelnen Gesänge aufzuführen, und nebenher einige kurze Bemerkungen über einige Stellen, die mir bei Lesung des Ossianischen Werkes auffallend waren, mit einzustreuen. Ich habe dabei die Ausgabe von Harold vor Augen, der sämmt-

liche Gedichte Ossians, aus seiner Muttersprache, der Keltischen, übersetzt und zu Düsseldorf 1775 in Viertelform herausgegeben hat. Es folgt zuerst

Cathloda, 1. 2. 3 Gesänge.

Comala, ein Schauspielgedicht, ist besonders schätzbar, weil es viel Licht auf das Alterthum der Werke Ossians wirft.

Der hier gemeldete Caracul ist der nehmliche mit Caracalla, dem Sohne Severus, der im Jahre 211 einen Zug gegen die Kaledonier führte. Die Verschiedenheit des Silbenmaßes zeigt, daß dieses Gedicht ursprünglich in Töne gesetzt, und vielleicht den Führern bei feierlichen Gelegenheiten vorgestellt worden. Die Überlieferung hat uns die Geschichte vollkommner behändigt, als sie sich in dem Gedichte findet.

Carric-Tura. Aus den Sagen erhellt, daß dies Gedicht an einen Culdaer, oder einen der ersten christlichen Heidenboten gerichtet

gewesen, und daß das Gedicht des Geistes von Loda, den man für den alten Odin Skandinaviens hält, von Ossian gegen die Lehre der Culdaer eingeführt wurde. Dem sey wie ihm wolle, es führt uns in Ossians Begriffe von einem höhern Wesen, und zeigt, daß er dem Aberglauben, welcher vor der Einführung des Christenthums durch die ganze Welt herrschte, nicht ergeben war.

Carthon; Oina-Morul; Colna-Dona; Oithona; Croma; Calthon und Colmal; ist einem der ersten christlichen Heidenboten gewidmet.

Der Krieg mit Caros.

Caros ist wahrscheinlich der berühmte Zwingherr Carausius, ein geborner Menapier, der im Jahre 284 den Purpur anzog, und sich Brittanniens bemächtigte. Er überwand den Kaiser Maximianus Herkulius in manchem Seegefechte, welches verursachte, daß man ihn im Gedichte füglich den König der

Schiffe nennt. Er stellte die Mauer von Agricola wieder her, die Anfälle der Kaledonier zu hemmen. Es scheint, daß er von Oskar, dem Sohne Ossians angegriffen wurde, als er eben mit dieser Arbeit beschäftigt war. Diese Schlacht gibt den Inhalt zu gegenwärtigem Gedichte.

Cuthlin von Clutha.

Sul-Malla von Lumon. Diese Geschichte ist unvollkommen, weil ein Theil des Urstücks verlohren ist.

Der Krieg von Inis-Thona.

Aus einer Stelle dieses Stücks ersehen wir, daß die Meinung des Ossian von dem Stande der Verstorbenen mit der der Griechen und Römer übereinkam. Sie glaubten nämlich, daß die Seelen nach ihrer Trennung denselben Beschäftigungen und Freuden, die sie in ihrem vorigen Leben genossen, nachhingen. Jene Stelle ist nach Harolds Übersetzung:

König Inis-Thonas, sagt Oskar, wie fielen die Kinder deiner Jugend? der Eber streift über ihre Gräber, aber er stört nicht ihre Ruh! Sie verfolgen Hirsche aus Wolken gestaltet, und spannen ihren luftigen Bogen. Die Freude ihrer Jugend ergötzet sie noch; sie besteigen die Winde mit Freuden.

Die Lieder von Selma;

Fingal (Fionnghal), ein Heldengedicht in sechs Büchern;

Am Schlusse des ersten Buchs fällt mir jene Stelle auf:

> Die Geister der jüngst Verstorbenen waren nah, und schwammen an den düstern Wolken; und weit in der Ferne auf Lenas düsterm Schweigen vernahm man schwächlich die leisen Stimmen des Todes.

Es liegt nehmlich in dieser Stelle die alte Meinung, daß man an dem Orte, wo bald jemand sterben würde, jedesmahl einen Geist

winseln hörte. Dies ist ein Glaube der alten Schotten. Ähnliche Sagen und Erzählungen, die der Pöbel heut zu Tage noch davon macht, sind sehr dichterisch, und daher auch von manchem unserer neuern Dichter benutzt z. B. von Matthisson.

Zu Anfange des zweiten Buchs belehrt uns der Dichter in einer Stelle von den Meinungen, die in seiner Zeit über den Stand der abgeschiedenen Seelen herrschten. Aus Connals Ausdruck, „daß die Sterne dunkel durch Crugals Gestalt funkelten," und Cuthullins Antwort erfahren wir, daß beide die Seele für körperlich hielten; etwa wie das Luftgebild der alten Griechen.

Im vierten Buch zeigt uns eine Stelle das Alterthum des Gebrauchs, Krieger in der Schlacht mit Liedern anzufeuern, der sich bis auf unsre Tage erhalten; er war und ist auch ein deutscher Gebrauch.

Zu Ende des sechsten Buchs finden wir

der Gewohnheit, beim Rudern zu singen, erwähnt. Sie ist noch unter den Einwohnern der nordwestlichen Küste Schottlands und der Inseln allgemein. Es unterhält und ermuntert die Arbeit.

Lathmon; Der Streit von Crona; Darthula; Der Tod Cuthullins; Die Schlacht von Lora; Der Tod Oskars; wenn dieses Gedicht nicht von Ossian herrührt, wie Manche meinen, so hat es wenigstens viel von seiner Art, und viel dichterischen Gehalt.

Temora, ein Heldengedicht. In der Mitte des ersten Buchs kommt ein weissagender Klang vor, so wie schon in andern Gedichten ähnliche Vorstellungen. Die Harfen der Barden geben nämlich, vor dem Tode eines berühmten und würdigen Mannes (nach Ossians Darstellung) einen traurigen, ahnungsvollen Ton von sich, hier ist es eine Ahnung von Cormars Tod, der bald hierauf erfolgte. Eine schöne Vorstellung, die auch

noch von unserm Dichter Denis in dem Klagegesange auf Gellerts Tod benutzt ist. Die Ahnungen, die der gemeine Mann heut zu Tage zu haben glaubt, sind undichterischer; er läßt die Schlösser an den Schränken und Kasten knarren, Stühle, Bänke und dergleichen einen Laut von sich geben. Man wird allemahl, wo die Wahl frei steht, das Schönere, das Geschmackvollere, vor dem Nüchternen, Kalten, zuweilen gar Abschreckenden wählen. Wer wird nicht statt des unbarmherzigen Knochenmannes mit der Hippe und Sanduhr, die Vorstellung der Griechen nehmen, die Schiller so schön im dritten Verse seines Gedichts: die Götter Griechenlands, ausgedruckt hat? wenn er sagt:

Damahls trat kein gräßliches Gerippe
vor das Bett des Sterbenden. Ein Kuß
nahm das Leben von der Lippe,
Seine Fackel senkt ein Genius. 2c.

Welchem Berliner fällt hierbei nicht das

musterhafte Stück dieser Art, von Rhode in der St. Marienkirche, unter dem Orgelchore befindlich, ein! —

Im zweiten Buche die Stelle:

Aber sein Stein ward ohne Thränen errichtet,
Kein Barde sang über Erins Gebieter!

bezieht sich auf dem Glauben derKelten, daß sie das für das größte Unglück des Menschen ansehen, wenn kein Lied über seinem Grabe gesungen wurde; weil er nicht anders zu der luftigen Halle seiner Väter gelangen konnte. Diese Lehre wurde dem Volke von den Barden eingepflanzt.

Weiterhin die Stelle:

„Krothar, begann der Barde, wohnte „der erste, bei Athas moosigem Strom! tau„send Eichen von den Gebirgen gestalteten „seine erschallenden Hallen. Dort war die „Versammlung des Volks um das Mahl des „blauäugigen Königs." —

Hieraus sieht man, daß in den frühern

Zeiten

Zeiten Krothars, Gebäude von Stein in Irland unbekannt waren. In Kaledonien fingen sie früh an mit Steinen zu bauen. Keines von Fingals Häusern, ausgenommen Tifoirmal, war von Holz; Tifoirmal war die große Halle, wo sich die Barden jährlich versammelten, um ihre Gedichte herzusagen, ehe sie dem Urtheile des Königs unterworfen wurden.

Im vierten Buche die Stelle:

„Er schlug auf die warnende Wölbung."

Um diese Stelle zu verstehen, muß man die Beschreibung von Cathmors Schild im siebenten Buche gelesen haben.

Dieser Schild hatte sieben besondere Buckeln, jeder gab einen andern Klang. Die verschiedenen Befehle des Königs an die Zünfte, wurden durch den verschiedenen Klang bekannt gemacht, der Klang des einen von ihnen war, wie hier, das Zeichen, das Heer zu versammeln.

Endlich beschließt Harold das vierte Buch seiner Ossianischen Übersetzung recht gut mit einer Anmerkung, die sich trefflich über den Hang zum Schauerlichen und Geistervollen bei den Schotten verbreitet, wo es heißt:

„Es giebt kein Volk in der Welt, das mehr an Erscheinungen und Rückkunft der Verstorbenen, zu ihren Freunden, glaubt, als die alten Schotten. Die Lage ihrer Heimath hat wenigstens hieran so viel Schuld, als die gewöhnliche Leichtgläubigkeit eines unwissenden Volkes. Sie weideten ihr Vieh in düstern und weitgestreckten Wildnissen. Sie reisten über lange und unbewohnte Heiden, wo sie öfters unter freiem Himmel, in der Mitte pfeifender Winde, und rauschender Wasserfälle übernachten mußten. Das Schauervolle der Umgebung brachte das Gemüth in jene schwermüthige Laune, welche die Eindrücke des Außerordentlichen und Übernatürlichen so leicht annimmt. Entschliefen sie in

der schwermüthigen Fassung, so rauschten die Urstoffe in ihre Träume, und dann ists eben kein Wunder, wenn sie die Todtenstimme zu hören glaubten. Doch war diese Todtenstimme vielleicht nichts mehr, als das scharfe Pfeifen des Windes in einem alten Baume, oder in den Klüften eines nahen Felsens. Dieser Ursache schreibe ich die vielfältigen und unwahrscheinlichen Erzählungen von Geistern zu, welche unter den Hochländern zu finden sind.“

Am Schluß des achten Buchs findet sich eine Widerlegung des Vorwurfs gegen die Glaubwürdigkeit der Geschichte von Temora. Sie wird hier nicht am unrechten Orte stehen.

Man könnte nämlich fragen, ob es wahrscheinlich wäre, daß Fingal solche große Thaten als jene, die ihm in diesem Buche zugeschrieben sind, in einem Alter ausrichten könnte, da schon sein Enkel Oskar einen so

großen Ruhm in den Waffen erworben hatte. Diesem kann man mit Harold antworten, daß Fingal sehr jung war (im vierten Buche), da er Roscrana heirathete; bald darauf gebar sie den Ossian. Ossian war auch sehr jung, als er sich mit Evirallin, der Mutter Oskars, verehlichte. Die Überlieferung sagt, daß Fingal nur achtzehn Jahr alt war, da sein Sohn Ossian auf die Welt kam, und daß Ossian nicht älter war, da sein Sohn Oskar geboren wurde. Oskar war ungefähr zwanzig Jahr alt, da er in der Schlacht von Gabhra (im ersten Buche) erlag; also war Fingal sechs und funfzig Jahr alt, als die entscheidende Schlacht zwischen ihm und Cathmor geschah. In jenen Zeiten der Thätigkeit und Gesundheit, wurden natürliche Kräfte und Stärke, bei einem solchen Alter, nur wenig vermindert. Also sind die in diesem Buche von Fingal erzählten Thaten gar nicht unwahrscheinlich.

Conlath und Cuthona. Berrathon. 1) Bosmina. 2) Ossians letztes Lied; ein Aufruf an einen Chuldäer. Macpherson in seiner Abhandlung über das Alterthum der Gedichte Ossians sagt: Ossian habe am Ende seines Lebens mit einem Chuldäer über den christlichen Glauben gestritten, und das thut er auf Veranlassung dieses Stücks. 3) Ossians Lied nach der Niederlage der Römer. Die drei letzten Gesänge gehören zu den neu aufgefundenen Stücken vom Ossian.

Schlüß-Anmerkung.

Wir sind für unsere Zeiten so sehr eingenommen, daß wir das Entfernte immer als das Land der Unwissenheit und Barbarei betrachten. Man hat schon lange beobachtet, daß Kenntnisse größtentheils die Früchte eines freien Umgangs mit Menschen sind, und daß sich die Vernunft nach dem Verhältnisse der Betrachtung erweitert, die sie über die Sitten verschiedener Menschen und Völker ge-

macht hat. Wenn wir mit Aufmerksamkeit die Geschichte Fingals, wie sie uns Ossian übergibt, betrachten: so finden wir, daß er nichts weniger, als ein armer, unwissender Jäger war, der in einem engen Winkel einer Insel sich aufhielt. Seine Züge in alle Theile Skandinaviens, in Norddeutschland, in verschiedne Staaten Brittanniens und Irland waren sehr zahlreich, und wurden unter einem solchen Gemüth, und in solchen Zeiten, die ihm Gelegenheit gaben, die unverstellten Sitten des menschlichen Geschlechts zu bemerken, vollbracht. Krieg und ein thätiges Leben, da sie wechselsweise alle Kräfte der Seele befördern, stellen uns die verschiedenen Stimmungen der Menschen dar; in friedlichen und stillen Zeiten liegen größtentheils die Kräfte des Gemüths verborgen, aus Mangel der Gegenstände, die sie üben, und wir sehen nur gekünstelte Leidenschaften und Sitten. Daraus schließe ich, daß ein scharfsinniger Rei-

sender mehr nützliche Einsichten sammeln könnte, aus einer Bewanderung des alten Galliens, als aus der genausten Beobachtung aller der gekünstelten Sitten, Artigkeiten und zierlichen Verfeinerungen des heutigen Frankreichs.

von Harold, in seiner Übers. S. 195. 1r Theil.

Otto.

Horstig schreibt über den blinden Otto aus Braunschweig, Folgendes:

„Unvergeßlich wird mir der Anblick des heute gegenwärtigen alten Orgelspielers Otto bleiben, der seines Gesichts beraubt, in den Freuden, die ihm die Tonkunst gewährt, Entschädigung für die schmerzhaften Entbehrnisse des Auges sucht. Ihn zu betrachten, wenn er jede Berührung der Nerven durchs Gehör mit einer Sehnsucht auffängt, wie man sie nur bei Personen seiner Art zu erblicken gewohnt

ist; ihn zu sehen, wie er die Töne einsaugt, und sich dann den Einwirkungen hingibt, die jede seiner Muskeln, jede seiner Fibern, in sympathetische (wunderkräftige) Bewegung setzen; das muß den unempfindlichsten Menschen zur Aufmerksamkeit hinreißen, und ihm das Geständniß abtrotzen, daß derjenige nur ein halber Mensch sey, der keinen Sinn für Töne hat."

Über diesen Orgelspieler las ich vor kurzem einen artigen Aufsatz, der mir anziehend genug schien, um hier Platz zu finden:

Weitsch, der Galerie-Inspector (Bildersaalaufseher) zu Salzdahlen, und der Orgelspieler Otto zu St. Andreas in Braunschweig.

Es freut mich so herzlich, daß der alte Sänger noch immer so bei guter Laune seyn kann, und Hand- oder vielmehr Kopfwerk nicht bei Seite legt, da sein Gesicht verdunkelt ist. Hier wünschte ich so herzlich, daß mein

alter Freund einen Theil des Trostes und die beruhigte Seele haben möchte, die ein blinder Mann hat, der im vierten Jahre an den Pokken blind ward, der so voller Geist ist, und sich selber tröstet und aufmuntert. Wie glücklich schätzt sich dieser, daß er ein kleines Brot hat, davon er mit seiner Frau und zwei Kindern lebt. O! ich muß sie davon unterhalten, so kurz ich kann:

Als vor einigen Jahren der Domorgelspieler Sievers in Magdeburg, gestorben war, und ich beim Herzog Ferdinand war, zu Vehelde, so kam die ein und funfzigste Bittschrift um den Dienst ein. Ich hatte bei meinen Kindern einen Lehrer, den Orgelspieler an der St. Andreaskirche zu Braunschweig; diesem sagte ich, er sollte auch anhalten; er wollte aber nicht, weil sich so viele Meister darum bewürben. Da ich nun bei ihm nichts ausrichten konnte; so hielt ich für ihn an, ohne daß ers wußte; ich hatte in zwei Tagen Ant-

wort: Sievers, so hieß der Mann, sollte hinkommen und einmahl spielen; diesen Vorschlag hatte ich nämlich gethan. Er gefiel dem Herzog und seiner Schwester sehr. Da er nun fromm ist, und zur Ehre Gottes die Gesänge besonders gut spielt, so kam er mit auf die Probe, und er hat's weg.

Nun mußte für Sievers wieder einer in den Platz. Da waren nun mit dem Herrn Prediger fünf und sechzig in der Gemeinde, die für den blinden Mann stritten, und hielten durch eine Eingabe unterthänigst bei Serenissimo an um den Blinden, der die Orgel auch spielte. Zum Unglück für diesen hatte sich die hochseel. Herzoginn, für ihren Einheizer, an den Burgemeister als Ober-Patron der Kirche (Kirchenvater) verwendet, dessen Sohn auch Geschick hatte. Dieser nun sollte es haben, und der Blinde hatte keine Hoffnung mehr.

Es kamen die Prediger zu mir, und woll-

ten sich Raths erholen, weil alle Hoffnung verlohren war. Ich sagte: es wäre ein übel Ding, morgen Nachmittag sollten sie aber Bescheid haben, ich müßte nur erst darauf schlafen. Anderen Tages ging ich nun zur Herzoginn, ließ mich melden, und wurde vorgelassen. „Was bringst du, alter guter Kerl?" war die Frage. Nichts angenehmes, antwortete ich mit trauriger Miene, ich habe in der Bibel gelesen, woselbst es hieß: Verflucht sey der Mann, der einem Blinden einen Stein in den Weg leget, daß er darüber falle: und diesen Block oder Stein haben Ihro Hoheit einem Blinden vorgeworfen, der Zeitlebens straucheln muß. Sie erschrak, wurde stutzig, und fragte: „Was habe ich denn gethan?" Nun erklärte ich ihr, daß sie unwissend gesündigt habe. Sie fragte hierauf: „Was soll ich denn nun thun?" Ich antwortete: sie möchte sich hinsetzen, und ein Briefchen an den Burgemeister schreiben, sie nähme ihren

gethanen Befehl zurück, daß der Blinde also den Dienst bekäme. Sie schrieb so wie ich es verlangte, gab mirs mit den Worten: „Da hast du, alter ehrlicher Kerl; der Stein ist nun wieder weggewälzt!" Sie hielt mir ihre kleine trockne Patsche zum Handkuß. Ich eilte mit meiner Siegesfahne zum Burgemeister in seine Wohnung, gab das Briefchen ab, und ging meiner Wege.

Nach zwei Stunden kam die alte Mutter von diesem Blinden ohne Athem und Sprache, fiel auf ihre Knie, umfaßte meine Beine; ich konnte mich nicht wieder losmachen, bis meine Frau ihr aufhalf; da ihr die Sprache wiederkam. Nun sagte sie, sie wollte gern sterben, denn nun ginge ihr Sohn nach ihrer Abfahrt nicht betteln. Ich verdiente dabei einen großen Butterkuchen, den ein jeder Vorsteher am andern Tage erhielt. Dieser blinde Orgelspieler ist nun in seinem Geiste so beruhigt, daß er sich selbst aufheitert,

wenn ihn Andere bedauern, und er freut sich, als ein dreijähriger Knabe seine Orgel gesehen zu haben.

Er stimmt, er bessert ohne fremde Hülfe aus und schätzt sich so glücklich wie ein König. —

Welcher Edelmuth ist es aber, der sich so thätig des Hülfsbedürftigen annimmt, und so zu Fürsten spricht!

Fräulein Paradis.

Maria Theresia Paradis, Tochter des Kaiserl. Kön. Nieder-Österreichischen Regierungsraths und Geheimschreibers zu Wien, geboren daselbst den 15. Mai 1759, hatte das Unglück, in dem Alter von vier Jahren und acht Monaten durch einen gichtartigen Schlagfluß ihres Gesichts gänzlich und auf immer beraubt zu werden. Als sie ihr siebentes Jahr erreicht hatte, wurde sie auf den Kirchengesang besonders aufmerksam. Dieses bewog

ihre Ältern, ihr Unterricht auf dem Fortepiano und bald darauf auch im Singen geben zu lassen. Kaum waren drei bis vier Jahre verflossen, so war sie schon im Stande, sich in der Augustinerkirche zu Wien, in Gegenwart des Hofes, mit der Ober- (ersten Sopran) stimme in Stabat mater des Pergolesi, hören zu lassen, und sich selbst dazu auf der Orgel auch zu begleiten.

Die Kaiserin Maria Theresia, ihre Taufzeuginn wurde von dieser blinden Orglerinn so bezaubert, daß sie dieselbe den folgenden Tag zu sich kommen ließ, und ihr einen jährlichen Gnadengehalt von zweihundert Gulden bestimmte. Dies fiel aber mit dem Tode der Kaiserinn wieder weg. Durch diese Fortschritte der jungen Großkünstlerinn aufgemuntert, übergaben sie ihre Ältern der Unterweisung des berühmten Kozeluchs. Unter diesem großen Meister brachte sie es so weit, daß sie von dessen und anderer Meister (Bachs, Wagen-

seils, Hofmanns, Steffans, Haydns und Richters) Tondichtungen über sechzig Klavier-tonspiele, mit der größten Genauigkeit und dem feinsten Ausdrucke, ihres Lehrers vollkommen würdig spielte. Mit solchen Gaben ausgerüstet, trat sie im Jahre 1784, in Gesellschaft ihrer würdigen Mutter, eine tonkünstige Reise durch die größten Städte Deutschlands und der Schweiz an, und aller Orten erwarben ihre großen Anlagen und ihr Unglück allgemeine Aufmerksamkeit und ansehnliche Unterstützung. Im Sommer des Jahrs 1785 kam sie nach Paris, und hatte daselbst nicht allein die Ehre, vor der Königinn zu spielen, und von selbiger viele ausgezeichnete Gnadenbezeugungen zu empfangen; sondern auch im sogenannten Concert spirituel ließ sie sich öfters mit dem schmeichelhaftesten Beifall hören.

Nach fünfmonatlichem Aufenthalte zu Paris, ging sie nach London und genoß auch

da die Ehre, vor dem Brittischen Königspaare und dem Prinzen von Wallis öfters zu spielen.

Sie spielte auch außerdem in Charlestowns Pallaste, wo sie der Prinz von Wallis mit der Kniegeige begleitete, auch im Pantheon und andern großen Tonspielen. Bei einem derselben, welches bei dem sächsischen Gesandten, Grafen von Brühl, gehalten wurde, zitterte eine Thräne in den Augen des großen Pitt bei ihrem rührenden Spiele. Die größten Staatsdiener, so wie die großen deutschen Meister, ein Abel, Salomon und Fischer, wetteiferten untereinander, ihr mit thätiger Freundschaft und Gefälligkeit zuvor zu kommen. Man nannte sie eine Wundererscheinung, und überhäufte sie mit Brav's. Der englische ihr unzuträgliche Himmel nöthigte sie, im Frühjahre 1786 von diesem Lande Abschied zu nehmen. Sie ging nach Brüssel, wo bei der Erzherzoginn neue Bewunderung und Gnadenbezeugungen ihrer warteten. Sie sang

da-

daselbst auch zu ihrem vortrefflichen Spiele das Singestück (Cantate), worin der ebenfalls blinde Dichter, Professor Pfeffel zu Colmar, die Geschichte ihrer Blindheit so rührend besungen, und das Kozeluch so ausdrucksvoll gesetzt hatte. Nach der Zeit kam sie nach Berlin, wo sie eben den allgemeinen Beifall bei Hohen und Geringen einärndtete.

Als sie nach Colmar zu dem Dichter Pfeffel reiste, ließ er ihr aus dem Stegereife folgendes in ihr Stammbuch schreiben:

O, weh Therese! weh dem Mann,
der nicht vor Wonne, dich zu hören,
wie wir, des Augenlichts entbehren,
und Ohr und Herz nur werden kann!

Ihre Stimme ist zwar nicht so mächtig, als ihre Hand, aber sie ist im höchsten Grade rührend, und wird es noch mehr durch ihren Ausdruck und ihre Umstände.

Ihr Gedächtniß ist zum Erstaunen stark, dasjenige zu behalten, was ihr vorgespielt

wird. Zu London lernte sie einige der verwickeltsten und ausgearbeitetsten Orgelfugen nebst andern Handstücken aus Händels erstem Buche seiner Lessons, und zu Berlin eine Rundweise (Rondo) von Phil. Eman. Bach, aus einem seiner Klangstücke für Kenner und Liebhaber. Ihre Tondichtungen sagt sie Note für Note in die Feder. Sie besitzt außerordentlich viel Lebensart, und weiß sich sehr wohl, mündlich und schriftlich, vermittelst einer Handbuchdruckerei, mit der sie der Bergrath Kempelen, (bekannt durch sein Schachspielen) umgehen lehrte, auszudrucken. Ihre Briefe zeigen eine eben so große Zartheit ihrer Empfindungen, als gebildeten Verstand und richtige Begriffe und Grundsätze.

Außer ihrem Tongeiste tanzt sie trefflich Führtänze (Menuets), spielt die meisten Kartenspiele, rechnet durch alle Grundrechnungsarten, vermittelst gewisser Täfelchen, sehr fertig, und hat viele Kenntnisse in der Erdkunde,

so daß sie sogar auf ihrer Karte jede Landschaft und merkwürdige Stadt zu bezeichnen weiß.

Sie kehrte noch 1786 wieder nach Wien zurück, und hatte sich vorgesetzt, noch eine Reise nach Italien zu machen. Von ihren Tondichtungen sind zu Amsterdam, vier Klavierklangstücke gestochen, und zu Leipzig zwölf Lieder 1786 gedruckt worden. Auf dem Titel dieser letztern befindet sich auch ihr Schattenriß. Nach öffentlichen Nachrichten soll sie sogar zum Erstaunen der Wiener Welt zu Anfange des Jahrs 1791, einen zweiten Theil zu dem Singspiel: Ariadne auf Naxos, nicht nur den Worten, sondern auch den Tönen nach, verfertigt haben; dessen erste Aufführung man mit Ungeduld erwartete.

Ich hatte eben diese Nachricht über sie niedergeschrieben, als ich in der Berlinischen Zeitung, vom 28. Juli 1810 noch folgenden Satz fand, den ich hier beifüge:

Fräulein Paradis läßt sich zwar seit funfzehn Jahren nicht mehr hören, aber sie ertheilt, um ihren geringen Unterhalt von einem kleinen Jahrgelde zu verbessern, jungen Mädchen Unterricht, nicht allein auf dem Pianoforte, sondern auch im Gesang und Grund(General)baß. Um der merkbaren Abnahme der Geselligkeit in Wien zu steuern, veranstaltete sie gleich nach dem Frieden, Tonübungen an Wintersonntagen, in der Mittagsstunde für ihre Schülerinnen, bei welchen eine zahlreiche und auserlesene Gesellschaft sich einfand.

Auch setzt sie selbst, und zwar nach einer Erfindung ihres Begleiters auf Reisen und jetzigen Gesellschafters, Ridinger, auf Tafeln, auf welchen sie, vermittelst Zäpfchen von verschiedener Gestalt, den Werth und die Benennung aller Noten bezeichnet. Ihrer sind so wenige und sie so leicht begreiflich, daß jeder Abschreiber sie in wenigen Augenblik-

ken faßt. Was sie tondichtet, setzt sie mit denselben; was sie lesen will, setzen ihre Schülerinnen ihr auf, die dann zugleich die Toneintheilungen sehr geschwind und gründlich erlernen. Solche aufgesetzte Noten lies't sie durch Betasten, und nennt daher ihre Finger oft scherzweise ihre zehn Augen. Den Begriff von der Gestalt der geschriebenen Noten erhielt sie durch ausgeschnittene Noten von Kartenpapier, die mit Papier überzogen und auf gleiche Weise auf gepappte fünf Linien mit Leim befestigt sind. Mit diesen erhabenen Noten gibt sie auch den ersten Unterricht, und versichert, daß sie dem Erfinder derselben einen großen Theil ihres Glükkes verdankt.

Martin Pesenti.

Martin Pesenti, ein von Geburt blinder Tonkünstler, der sich zu seiner Zeit rühmlichst

bekannt machte. Im Jahre 1647 ließ er zu Venedig Capricci Stravaganti drucken. Ausserdem sind noch von ihm herausgekommen: dreistimmige Spruchgesänge (Motetten) und Hochamtsstücke (Messen), drei Theile Correnti alla Francese, Balletti, Gagliarde, Passemezzi parte Cromatici, e parte Enarmonici, von einer, zwei und drei Stimmen.

Pothoff.

Eine der wichtigsten Stellen unter den blinden Großkünstlern, nimmt der blinde Orgeler und Glockner (Campanist) Pothoff zu Amsterdam ein, von dem Dr. Burney eine gute Schilderung liefert, welche ich hier benutze:

In Amsterdam besuchte ich den Orgelgelspieler an der alten Kirche, Herrn Pothoff, geboren 1726 zu Amsterdam. Dieser Mann hatte sein Gesicht in den Blattern eingebüßt,

als ein Kind von sieben Jahren. Die Anverwandten machten daher die Tonkunst zu seinem Hauptfach, woran er bisher keinen Gefallen gefunden hatte, die jedoch in der Folge sein Lieblings-Zeitvertreib ward. Pothoff war, als er jene Stelle bekam, zwei und zwanzig Jahr Orgeler an der Westerkirche gewesen. Seine fertige Hand, sein Geschmack und seine durchgängige Geschicklichkeit, ist erstaunlich. Ich habe noch keine Orgel so schwer vom Anschlage gefunden, als diese. Jede Taste erfordert ein Gewicht von zwei Pfund, um sie niederzudrücken; und wenn, um mit dem vollen Werk zu spielen, beide Griffbretter gekoppelt werden: so wird der Anschlag noch schwerer. Pothoff hat aber solche Kraft in den Händen, daß er dieses Werk mit eben solcher Leichtigkeit und Geschwindigkeit behandelt, als ob es ein gewöhnlicher Flügel wäre.

Dieser vortreffliche Orgeler ist niemahls

als vor langen Jahren, da er auf ein paar Tage nach dem Haag reiste, aus Amsterdam gekommen, und dennoch ist sein Geschmack von der besten, neuern Art. Seine verwebten Anklänge (Akkorde) nimmt er richtig, und drückt sie trefflich aus. Seine Einbildungskraft ist ungemein lebhaft, und ob er gleich sehr voll- und selten weniger, Tast- und Trittwerk zusammengenommen, als achtstimmig spielt: so ist es doch nicht in der steifen und trocknen Art, wie ich oft in Deutschland gehört habe. *)

Er kennt das Eigenthümliche der Orgel so gut, daß in seinen schnellsten Läufern, deren er so viele anbrachte, keine von den unangenehmen Zwischenräumen entstanden, wie es bloßen Flügelspielern zu begegnen pflegt,

---

*) Ich setze hinzu: Das sagt der Engländer Burney! K.

daß ihre Noten ausbleiben, oder die Läufer stocken, wenn sie die Orgel spielen.

Pothoff spielte zwei Fugen, deren Inhalt er umkehrte, und sie auf tausenderlei Art vortrug, meisterhaft. In seiner Jugend hatte er Unterricht von Vetvogel und Unhoorn, zwei Amsterdamer Orgelern, erhalten.

Sein Geschmack ist aber von so feiner Gattung, daß ich mir nicht vorstellen kann, wie er solchen in einer Stadt konnte erworben haben, wo man eben keinen andern Klang aufmuntert oder liebt, als den der Glocken und Goldstücke. Er sagte indessen, daß der berühmte Geiger Locatelli (gest. 1764) bei seinem damaligen Aufenthalte ihm Unterricht zu geben pflegte, und ihn auf alle Weise aufmunterte.

Pothoff ist verheirathet und hat Kinder. Ob er gleich nicht jung, und dabei stockblind ist, läuft er dennoch die engen Orgeltreppen so behende und flink auf und ab, als

wenn er ein funfzehnjähriger sehender Jüngling wäre. Eben so zieht er auch mit der bewunderswürdigsten Sicherheit die Stimmen (Register) auf und ab, welches bei ihrer großen Anzahl für einen Menschen mit gesunden Augen nicht leicht ist, und Übung fordert.

Als er auf die Wahl an der Westerkirche spielte, trug er über zwei und zwanzig Mitbewerber den Sieg davon, die alle gegen ihn spielten. *) Bei dieser Gelegenheit durften die Richter, welche lauter Tonkünstler waren, um alle Einseitigkeit zu vermeiden, nicht eher wissen, wer gespielt hatte, bis sie erst ihre Meinung schriftlich von sich gegeben hatten. Eine gute Vorsichtsmaßregel bei solchen Gelegenheiten, die gewiß jeder Händeversilberung

*) Ein ähnlicher Fall ereignete sich zu London 1726, mit Stanley.

(Simonie) und andern Unrechtlichkeiten Thür und Thor schließt! *)

Mit seinem dreizehnten Jahre wurde er auch Glockner (Glockenist: der das Glok-

---

*) Ehedem wurden andre Proben bei Ertheilung der Orgelämter angestellt. Der Orgelspieler Häßler (jetzt in Rußland) hatte in seinen frühern Jahren als Orgeler der Barfüßer-Kirche zu Erfurt, bei einem geringen Dienste folgende Probe auszustehen: Ein Stück, wozu er den Grundbaß vom Blatte, den kleinen Dreiklang (Terz) tiefer spielen mußte, aus dem harten F (F Dur), war der vielen unerwarteten Ausweichungen und einer halbschreitigen (chromatischen) Fuge wegen, eins der schwersten von Telemann. Hätte er nicht da alle Schlüssel und die höchstnöthige Kenntniß aller Verwandlungen der Erhöhungs- und Erniedrigungszeichen in seiner Gewalt gehabt: so hätte er den ersten Theil der Fuge ganz umgeworfen. — Man hat mir dagegen einen Fall erzählt, wo ein Prüfer dem Prüfling das bei der Orgelprobe zu spielende leichte Lied: „Wie schön leucht't uns der Morgenstern," aus dem harten D, noch zuvor habe sagen lassen. K.

kenspiel zu spielen hat; Glöckner ist etwas anders) auf dem Stadhuys- oder Rathhausthurme. Sein Orgelspielen setzte mich in Erstaunen, aber er trieb dasselbe noch höher, als ich ihn mit seiner unbegreiflichen Fertigkeit auf dem Glockenspiele hörte; denn er brachte mit seinen beiden Fäusten Gänge (Passagen) heraus, die für zehn Finger noch immer schwer seyn würden; Triller, Halbtriller (Mordenten), Läufer, Dreischläge (Triolen) und selbst Brechungen (Harpeggios) hat er durch Fleiß in seine Gewalt gebracht.

Als ich ihn spielen hörte, begann er mit der Weise eines Psalmes. Darauf spielte er Veränderungen darüber mit vieler Dichtkraft und sogar mit Geschmack. Als er sein Tagewerk vollendet hatte, war er so verbindlich, noch eine Viertelstunde aus dem Stegereife zu spielen, auf eine Art, daß er glaubte, sie würde mir besser gefallen, als das Liederspiel. Es glückte ihm damit so sehr, daß ich eine

Zeitlang sowol die Schwierigkeit, als die Mängel des Spieles vergaß. Er spielte niemahls weniger als dreistimmig, indem er Maß und Baß beständig mit dem Trittwerke angab. Ich habe niemahls in so kurzer Zeit eine größere Mannichfaltigkeit von Tonzierrathen gehört; er brachte durch das Schwache und Starke und durch das Steigen (crescendo) im Triller, sowol in Ansehung der zunehmenden Stärke, als der wachsenden Geschwindigkeit solche Wirkungen hervor, die ich für ein Tonwerk unmöglich hielt, das von seinen Spielern wenig anderes Verdienst, als Leibesstärke zu fordern schien.

Wenn Pothoff eine ganze Stunde an Dominicetti's heißestem Menschenkessel hätte sitzen müssen; hätte er nicht mehr Schweiß vergießen können, als er that, nachdem er eine Viertelstunde diese entsetzliche Arbeit betrieben hatte. Er zog sich bis aufs Hemde aus, streifte die Ärmel auf, setzte eine Nachtmütze

auf, um diese Mühle treiben zu können, und sagte: Er sey genöthigt, den Augenblick darauf zu Bette zu gehen, um sich nicht zu erkälten, und um sich wieder zu erholen; denn er wäre gemeiniglich so erschöpft, daß er kein Wort sprechen könnte.

Aus der wenigen Aufmerksamkeit, womit man dort diesem Manne zuhörte, sollte es scheinen, als ob ein Holzhacker oder Wasserträger, dessen plumper Körperbau öfter schweißtreibende Mittel brauchte, dieses Geschäft für solche ungebildete und gefühllose Hörer eben so gut verrichten könnte.

Pudon.

Pudon, aus Berlin, welcher sechs Wochen nach seiner Geburt blind geworden ist, spielte nicht allein brav auf der Geige und dem Klavier, sondern setzte auch sehr gut. Er lebte noch 1786.

Caspar de los Reyes.

Caspar de los Reyes, ein blinder spanischer Augustiner von Antiquera, lebte um's Jahr 1613, und hatte es außer einer vorzüglichen Geschicklichkeit in der Dichtkunst, auch in der Tonkunde sehr weit gebracht. Man rühmt noch außerdem seinen Verstand und sein Gedächtniß. Er schrieb: tesoro de conceptos divinos; obra de la redemcion s. de la passion de Christo en octavas; Romances de las historias antiquas.

de Salignac.

Vor ungefähr dreißig Jahren lebte zu Saintogne in Frankreich ein junges blindes Frauenzimmer, de Salignac. Sie hatte ihr Gesicht, als sie zwei Jahre alt war, verlohren. Man hatte nämlich ihrer Mutter gerathen, Taubenblut auf die Augen zu legen, damit sie in den Blattern, die sie damahls

hatte, nicht Schaden nehmen möchten. Das Mittel stimmte aber so wenig zu der Absicht, daß es sich vielmehr in die Augen einfraß.

Unterdessen hatte die Natur, zum Ersatze dieses schmerzhaften Verlustes, ihr äußere Schönheit, Sanftmuth der Seele, Lebhaftigkeit des Geistes, Schnelligkeit der Begriffe und viele andre Gaben verliehen, die das Unglück etwas lindern konnten.

Sie spielte Karten ohne Anleitung, und öfters geschwinder als ihre Gegenspieler. Erst machte sie die beiden Spiele, womit gespielt werden sollte, zurecht, indem sie dieselbe mit verschiedenen Stichen, aber so unmerklich zeichnete, daß man beim schärfsten Anschauen ihre Zeichen kaum unterscheiden konnte; sie änderte dieselben bei jedem Spiel, und Niemand verstand sie, als sie allein.

Sie sonderte die Farben aus, und legte die Karten, so wie sie folgen müssen, mit eben der Genauigkeit, und fast mit eben so

vieler

vieler Leichtigkeit zurecht, wie nur diejenigen thun können, die ihr Gesicht haben. Alles, was sie sich von denen, die mit ihr spielten, ausbat, war: jede Karte zu nennen, die ausgespielt wurde; und diese behielt sie so genau, und spielte so schön, daß man stets eine große Stärke in Verbindung der Begriffe, und ein gutes Gedächtniß bemerkte.

Ein sehr wunderbarer Umstand ist es, daß dies Frauenzimmer singen, lesen und schreiben gelernt hat. Sie führte einen ordentlichen Briefwechsel mit ihrem ältern Bruder, der sich Handlungsgeschäfte halber, zu Bourdeaux aufhielt, und es wurde ihm von ihrer Hand alles überschrieben, was seine Seele anging. Wenn man an sie schrieb, so wurden die Buchstaben nicht mit Tinte geschrieben, sondern eingestochen, und mit ihrem Zartgetast unterschied sie jeden Buchstaben, indem sie dessen Züge mit dem Finger verfolgte, und so von Wort zu Wort las.

O

Sie selbst, wenn sie schrieb, bediente sich eines Pinsels, weil sie nicht wissen konnte, wann ihre Feder trocken geworden war. Ihr Führer auf dem Papier war eine kleine Regel (Lineal), so breit, wie ihre Schrift. Wenn sie einen Brief geendigt hatte, machte sie ihn naß, wodurch die Züge ihres Pinsels fest wurden, und nicht verdunkelt oder entstellt werden konnten.

Die Zeilen waren sehr gerade, die Buchstaben wohlgestaltet und die Rechtschreibung vollkommen richtig. Man gab ihr Anfangs Buchstaben, die in Pappe gerissen waren, zu fühlen, und brachte es dahin, daß sie ein A von einem B, und so das ganze Buchstabenwesen unterscheiden, nachmals aber ganze Worte buchstaben lernte, worauf sie anfing, so wie sie sich der Gestalt der Buchstaben erinnerte, solche selbst auf dem Papier zu zeichnen, und sie endlich so zu stellen, daß Worte und Redensarten daraus entstanden.

Sie hatte die Zither fast von selbst so gut spielen gelernt, daß ihre kleinen Gesellschaften darnach tanzen konnten. Um ihrem Gedächtnisse zu Hülfe zu kommen, hatte sie selbst ein Mittel erfunden, ihre Weisen in Papier zu stechen.

In der Folge lernte sie von einem ordentlichen Lehrmeister spielen, ausgenommen, daß sie ihre Art, die Noten aufzuschreiben, behielt, und um solche desto besser zu unterscheiden, wurden ihre Notenreihen weitläuftiger gezogen.

Sie lernte auch singen, und die Werkzeuge ihrer Sinne waren so fein, daß, wenn sie eine neue Weise singen hörte, sie im Stande war, die Noten zu nennen, und solche während des Singens niederschreiben zu lassen. In verzierten (figurirten) Tänzen wußte sie ihre Sachen recht gut zu machen, und einen Führtanz tanzte sie mit unglaublicher Leichtigkeit und Anmuth.

Für weibliche Arbeiten hatte die Salignac eine wahre Meisterhand. Sie machte Geldbeutel von vielen Farben; sie nähete und säumte vollkommen wohl, und wußte eben so geschickt mit Gitter= (Marly) und Netz= (Filet), als mit Knötchenarbeit umzugehen. Bei aller Arbeit fädelte sie sich noch die Nadeln, so klein sie auch waren, selber ein. Sie hatte eine Uhr an der Seite hangen, und ihr Gefühl ließ sie in Zählung der Stunden und Minuten keinen Fehler begehen.

Franciscus de Salinas.

Franciscus de Salinas, eines Rentmeisters Sohn aus Burgos in Spanien, ward, ungeachtet er schon im zehnten Jahre sein Gesicht verloren hatte, ein ungemein gelehrter Mann.

Er verstand die lateinische und griechische Sprache sehr gut, brachte es auch in der Grö=

ßenlehre, besonders aber in der Tonkunst sehr weit; wie er denn durch sein Spielen auf verschiedenen Tonwerkzeugen die Gefühle der Zuhörer nach Belieben soll haben erregen können.

Nachdem er sich zwanzig Jahre lang in Italien aufgehalten hatte, und von vielen hohen Ständen, vorzüglich aber vom Pabst Paul dem Vierten, sehr hochgeschätzt worden: so ward er „Professor artis musices" im Kollegium zu Salamanca; schrieb auch in lateinischer Sprache sieben gelehrte Bücher über die Tonkunde, welche 1577 in Bogenform gedruckt worden sind.

Der Titel aber seines berühmten Werks ist dieser:

Francisci Salinae, Burgensis, Abbatis S. Pancratii de Rocca Scalegna in regno Neapolitano, et in Academia Salmanticensi Musicae Professoris, de musica libri septem, in quibus eius doctrinae veritas, tam

quae ad Harmoniam, quam quae ad Rhythmum pertinet, juxta sensus accuratioris judicium, ostenditur et demonstratur. Cum duplici Indice Capitum ac Rerum. Salamanticae. Excudebat Matth. Gastius. MDLXXVII.

Hieraus erhellet, daß er auch Abt im Königreich Neapel gewesen ist. Er starb 1590 im Februar in seinem 77sten Jahre.

Ich füge hier das lateinische Gedicht des Johannes Scribanus, Professors der griechischen Sprache, auf den blinden Professor der Tonkunst Francesco de Salinas, bei.

Tiresiae quondam caeco pensaverat auctor
    Naturae damnum munere fatidico.
Luminis amissi iacturam caecus Homerus
    Pignore diuini sustinet ingenii.
Democritus visu cernens languescere mentis
    Vires, tunc oculos eruit ipse sibi.
His ita dum doctae mentis constaret acumen,
    Corporis aequanimi damna tulere sui.

Unus at his magnus pro multis ecce Salinas,
Orbatus visu, praestat utrumque simul.

M. Schönberger.

Henricus oder Huldericus Schönberger, ein blinder und dabei sehr gelehrter Mann, gebohren zu Weyda, in der Ober-Pfalz, den 1. Dezember 1601, wurde im dritten Jahre seines Alters durch die Pocken beider Augen beraubt, brachte es aber dennoch auch in der Tonkunst weit genug, um unsere Bewunderung zu verdienen. Weil man ihn zu nichts fähig hielt, vernachlässigte man ihn bis ins eilfte Jahr, da man ihn endlich, bloß um seine Langeweile zu vertreiben, in die Stadtschule schickte. Allein schnell faßte und behielt er durch eignen Fleiß alles, was in der Schule vorgetragen wurde, und bezog nun 1621 mit Ruhm die hohe Schule zu Altorf; 1623 ging er nach Leipzig, wurde daselbst 1624 Bacca-

laureus und 1625 Magister, und hielt Vorlesungen über die Weltweisheit und gelehrte Streitgespräche. Hierauf lebte er eine Zeitlang in Kopenhagen; unterrichtete nach diesem im Holsteinischen vornehmer Ältern Kinder, und zog endlich 1645 nach Königsberg in Preußen, wo er häufige Vorlesungen über die Weltweisheit und die morgenländischen Sprachen hielt. Außer seiner Muttersprache war er sieben Sprachen mächtig, der lateinischen, griechischen, hebräischen, syrischen, chaldäischen, arabischen und französischen, und gab in diesen allen Unterricht, hatte sich auch in der Natur-, Größen-, Lichtlehre und Tonkunst besonders ausgezeichnet. Seine Vorlesungen bezogen sich auch auf die drei ersten Gegenstände.

Bei gottesgelehrten Streitgesprächen führte er die Sprüche mit Anzeige des Abschnittes und Verses in lateinischer Sprache und in den Grundsprachen an, bestimmte in dem Hebräischen mit Genauigkeit die Tonzeichen (Ac-

cente) und Punkte, und zog daraus viele Schlußfolgen.

Mit den altgriechischen Schriftstellern war er äußerst genau bekannt. Er schrieb sogar die morgenländischen Sprachen, nachdem er sich die Buchstaben aus Drath hatte machen lassen, sie betastet und häufig nachgezeichnet hatte.

Er rechnete die schwersten Aufgaben bloß mit Hülfe einiger Kerbhölzer aus, und verfertigte verschiedene schöne Tonwerkzeuge, worauf er auch selbst spielte.

Die Feinheit seines Gefühls und Gehörs war außerordentlich. Zu Königsberg hielt er ein Streitgespräch über die Farben, legte dem Professor Contius in einer Abhandlung über den Regenbogen, aus, und erklärte dabei die Entstehung der Farben; doch vermochte er nicht, sie durch Gefühl zu erkennen.

Er war ein sehr fertiger Kegelschieber, schoß nach der Scheibe und traf sehr glück-

lich, nachdem man ihm zuvor durch Klopfen auf der Scheibe ihren Standpunkt kenntlich gemacht hatte. Walther und Jöcher führen noch an, daß man ihn damahls beschuldigt, er habe einen „Spiritus familiaris" gehabt. Er starb zu Königsberg, den 22sten April 1649. (Nach Baczko, den 1sten Mai). Unter seinem Bildniß lies't man diesen Doppelvers:

Schoenbergerus hic est, qui lumine captus utroque
Argos philosophos pectore mille tulit.

In der Kneiphofschen Kirche befindet sich sein Grabmahl, welches also überschrieben ist:

Hac terra requiescit Uldericus
Schoenbergerus, et artium Magister,
cum nota Sophies; perennis olli
dulces nox oculos trienni ademit.
At natura faventior, Deusque
millenas animo facies, diemque

coelo sideribusque puriorem
succendit triplicis theatra mundi.
Rerum ortus obitusque, et involucra
causarum abdita quaelibet sagaci
perlustravit acumine, et serena
mentis luce, oculisque certus hausit,
pandens cuncta fideliter juventae.
Quid linguas Orientis hic enarrem?
quid Grajam Latiamque? Quid cicutas
chordasque artificem bonum decenti
junctura potuisse comparare?
Hoc rapto nece Phocidem universam,
se Centone ferunt Apollinemque
involvisse, diesque lachrymarum,
noctesque officio dedisse totas.
Impendes quoque lachrymas Viator,
miratus potuisse tantum obire. —
Natus est Weydae Palatinorum, anno Dom. 1601.
Denatus Regiomonti Borussorum, anno D. 1649.

Conrad Schott.

Conrad Schott, ein blinder Orgelbauer und sehr erfindungsreicher Tonkünstler zu Stuttgardt im vorvorigen Jahrhunderte, hat zu Freudenstadt, einer Würtembergischen Stadt im Schwarzwalde, eine Orgel erbaut, an der geschrieben steht:

Haec ego Conradus Schottus feci organa coecus
His mentemque sonis, offero cuncta Deo.

Ferner meldet D. Dietrichs in seinen sonderbaren Predigten, Theil IV. S. 182, daß selbiger das ansehnliche Werk zu Ulm *), woran so viele Meister vergeblich gekünstelt hätten, im Jahr 1595 vollkommen wieder zu

---

*) Adelung sagt in seiner Organoedi mechanica s. f. daß Schott innerhalb zwei Jahren diese Orgel, mit Beihülfe des Peter Grunwald aus Nürnberg, verfertigt habe, und sie von Andreas Schneider ausgebessert sey.

Stande gebracht habe, so daß er sich damit jedermanns Bewunderung erworben habe.

Auch soll er die sehr künstliche Orgel zu Stuttgardt verfertigt haben.

Er ist 1625 im 63sten Jahre seines Alters in Kupfer gestochen worden, unter dem Namen Scotus.

Der ehemahlige Hauptmann und gegenwärtige Herr Major von Wagener besitzt dieses seltene Blatt.

Die sinischen Fürstenlehrer.

Die Prinzen aus den drei Kaiserhäusern Chja (vom Jahre vor Christus 2212), In' (1773) und Dscheu (1124), hatten, sobald sie den Guan (die Mütze, welche man zu tragen anfängt, wenn man sein erwachsenes Alter erreicht hat) aufgesetzt', statt der Hofmeister und Lehrer fünf beständige Aufseher. Außer diesen befanden sich bei den Prinzen

Blinde und Jogu oder Tonkünstler *). Die Blinden mußten gute sittliche Verse und Lieder singen, und die Jogu dazu spielen.

John Stanley.

John Stanley, Master of the Music, oder Vorsteher des Königlichen Tonspiels zu London, war gebohren daselbst 1712, und hatte das Unglück, zuerst ein Auge in den Blattern zu verlieren, und dann noch, nachdem er drei Jahre alt war, ein Federmesser in das andere zu fallen, so daß er auf seine Lebenszeit stockblind blieb.

Dessen ungeachtet war er während der Zeit seines ganzen Lebens der größte Orgelspieler zu London, und schon in seinem vier-

---

*) Jo bedeutet Einklang d. i. Übereinstimmung und Tonkunst.

zehnten Jahre wurde er der erledigten Orgelerstelle an der Society of the temple und der Andreas-Holborn-Kirche zu London, nach seiner abgelegten Probe, vielen andern vorgezogen, ohne daß die Richter wußten, welchem Bewerber sie ihre Stimme gaben. Dies geschah 1726 den 28sten August.

Nach der Zeit wurde er zum Anführer der Königl. Hoftonkunst erwählt, welche aus 24 Mitgliedern besteht, und vom Staate unterhalten wird. Der Anführer hat 100 Pfund Sterling jährlichen Gehalt; dafür hat er in jedem Jahre zu des Königs Geburtstage einen Hochgesang (Ode) und zwölf Führtanzstücke (Menuetten) zu setzen.

Stanley hat dies bis an seinen Tod gethan, indem er sich einen Menschen hielt, der dasjenige in Noten setzte, was er ihm auf dem Klaviere vorspielte.

Es waren aber nicht seine eigenen Tondichtungen allein, welche er leitete. Man

weiß, daß er den Händelschen Messias von 1769 bis 1777 ununterbrochen jährlich mit allgemeiner Zufriedenheit durch eine große Tonkünstlergesellschaft aufgeführt und geleitet hat.

Endlich starb er am 20sten Mai 1786 zu London, bedauert und betrauert.

Sein Gedächtniß war höchst bewundernswürdig; indem er nicht allein alles, was Händel gemacht hatte, seine Einleitungen, Tonspiele, Gesänge (Arien), Klangstücke u. s. w. auswendig spielte, sondern sogar von jedem Stücke die Zahl und den Band anzugeben wußte, in dem es stand.

Übrigens war er ein munterer und gutmüthiger Mann, und ein besonderer Freund vom Kartenspiele, die er durch unmerkliche Nadelstiche zu unterscheiden wußte. Sein Bildniß ist zu London vortrefflich in Bogenform gestochen.

Von

Von seinen gestochenen Werken sind folgende in Deutschland bekannt:

1) VI Concertos, in seven Parts par four Violins a Tenor Violin, a Violoncello, with a Thorough Baſs, for the Harpsicord. London.

2) VI Concerti a 7 Stromenti, a Violino ò Traverso I. del Concertino, Violino II. concertino, Violino I. e II. Ripieno, Viola, Organo e Violoncello obligato. Opera II. Amsterdam.

3) VIII Sonat. per Flauto c. B. Opera I. London.

4) VI Flötenalleinspiele Op. IV. ebendaselbst.

Fräulein von Steinecker.

In den Jahren 1790 und später lebte, wie mir ein Bekannter erzählte, zu Rosenfelde bei Greifenhagen in Pommern ein Fräulein von Steinecker, welches seit früher Kindheit das

Licht der Augen verlohren hatte, die aber dennoch durch ihre Geschicklichkeit auf dem Fortepiano auch seine Aufmerksamkeit auf sich gezogen habe; diese spielte alles nach dem Gehör. Ob sie jetzt noch am Leben ist, weiß ich nicht.

Johann Adam Ströhl.

Johann Adam Ströhl, ein blinder Waldhornbläser und Kammertonkünstler Graf Heinrichs XXV. um's Jahr 1740; war geboren zu Tullstedt, unweit Langensalza 1703, und war so uuglücklich, im ersten halben Jahre seines Lebens, durch die Blattern seines Gesichts gänzlich beraubt zu werden.

Als er das zehnte Jahr erreicht hatte, machte sein Vater, welcher bei der Mainzischen Besatzung in Erfurt Feldpfeifer (Hautboist) war, einen Versuch, ihm das Waldhorn zu lehren: und er gelang.

Denn der junge Künstler brachte es auf diesem Blaszeuge so weit, daß, nachdem er sich in mehreren großen Städten mit Beifall hatte hören lassen, ihn Graf Heinrich XXV. zu Gera in seine Dienste nahm.

Walther setzt hinzu: Seine Stärke sey ungemein gewesen; und er habe sich die schwersten Tonspiele aufsetzen lassen, und selbige geblasen.

Joseph Strong.

Im Jahre 1798 starb in England der blindgeborne Weber, Joseph Strong, aus Carlisle gebürtig.

Er verfertigte im zwanzigsten Jahre jedes seiner Kleidungsstücke.

Um einst die Dom(Kathedral)orgel zu besuchen, öffnete er sich in der Nacht die Thüren der Kirche und der Orgel. Er bekam darüber einen Verweis, durfte sich indessen nun mit der Orgel näher bekannt machen, und baute sogleich

ein Orgelwerk für die Kirche auf der Insel Man, und machte in der Folge noch eine Menge von Kunstgetrieben und Werkzeugen.

Thamyris,

oder Thamyras, Philamons Sohn, und der Argiopa, oder wie sie auch andre nennen, der Arsinoe. Er wurde in Thrazien bei den Odrysen geboren, als sie sich von dem Parnasse, wo sie sonst gewohnt, dahin gewendet hatte, nachdem sie zwar Philamon entehrt, allein nachher nicht heirathen wollte.

Er lebte noch vor Homers Zeiten *), und galt für einen der besten Dichter und Tonkünstler seiner Zeit; weswegen ihn auch die Skythen zu ihrem König gemacht haben.

Er war der dritte, der auf den Pythischen Singspielen den Preis davon trug,

*) Hom. Il. II. V. 595.

worüber er auch sehr hochmüthig und eingebildet wurde. Er verlohr zuletzt durch eine Krankheit seine Augen, worauf er seine Leier in den Fluß warf. Er hat die dorische Singweise erfunden, welche D zum Grundtone hat, und deren Weise, nach der tiefen Mittel- (Tenor-) stimme zu rechnen, zwischen dem d und $\bar{d}$ enthalten ist. Welche Verdienste er auch hat; so soll er doch einen ärgerlichen Lebenswandel geführt, und die unschuldige männliche Jugend verführt haben.

Man sagt, daß, als er einst von Öchalia kam, und ihm die Musen bei Dorion begegneten, er die Kühnheit gehabt, sie auf einen Wettstreit auszufordern: mit der Bedingung, daß, wenn er sie besiegen würde, jede von ihnen sich einmahl in seinen Willen bequemen sollte; wo er aber von ihnen besiegt würde, sie auch mit ihm thun möchten, was sie wollten. Sie waren es zufrieden. Da er nun von ihnen besiegt ward, beraubten sie ihn nicht nur aller Fä-

higkeit zu singen, sondern auch des so noth-wendigen Sinnes des Gesichtes selbst. Am glaublichsten ist es, daß Thamyris seine Augen durch Krankheit oder sonst zufälliger Weise verlohren habe. In des Fabricii Bibl. Gr. lib. I. c. 35. lies't man folgendes: Alii, non cum omnibus, sed cum una Musarum certasse, affirmant, proposito, si victor abiret, praemio nuptiarum, daß er nämlich nur mit Einer Muse sich in einen Wettstreit eingelassen hätte, nach dem Versprechen, ihn zu heirathen, wenn er den Sieg davon tragen würde. Es wird auch daselbst der Bildsinn der Fabel angeführt, so wie sie Johannes Tzetzes Chil. 7, hist. 168. erklärt:

Daß er nämlich ein ruhmsüchtiger, eingebildeter Dichter und Tonkünstler gewesen sey, und weil seine Arbeiten verlohren gegangen sind, deswegen sey er, als ein von den Musen blind gemachten Sänger angegeben worden. Die Sache liegt zu weit in dem Dunkel des

Alterthums, als daß man hierüber etwas Genaues wissen könnte. Plato erdichtet, seine Seele wäre nach der Verwandlung in eine Nachtigall gefahren. Er hat ein Gedicht von dem Krieg der Titanen wider die Götter, wie auch ein großes Gedicht in fünftausend Versen von der Götter- oder Welt-Entstehung verfertigt.

Johann Tugend.

Johann Tugend, ein seit seiner ersten Kindheit blindgewordener Meister auf der Harfe und Tondichter für dieses Saitenspiel; geboren zu Preßburg in Ungarn am 17. Juni 1770.

Er bekam zu Brüssel auf Kosten der Herzoginn Christine von Sachsen-Teschen fünf Jahre lang Unterricht von Schors und Godechalke auf der Harfe, und ist seitdem beständig auf Reisen.

Esther Elisabeth Velkiers.

Esther Elisabeth Velkiers, eine berühmte blinde Gelehrte und Großkünstlerinn im Gesange und auf dem Flügel, war geboren zu Genova 1640. Sie war noch nicht ein Jahr alt, als sie aus Nachlässigkeit einer Magd zu nahe an einen heißen Ofen kam, und dadurch im Augenblick fast gänzlich ihres Gesichts beraubt wurde, und nur mit dem einen Auge ein ganz Weniges sehen konnte.

Während der Zeit, daß sie heranwuchs, bemerkte ihr Vater eine außerordentliche Neigung zum Lernen an ihr. Er lehrte ihr also den Gebrauch der Buchstaben mittels eines aus Holz geschnittenen Abece's, und fuhr darauf fort, sie in der lateinischen, deutschen, französischen und italischen Sprache zu unterrichten.

Nachdem sie diese gefaßt hatte, fing sie an, die Größenlehre, Vernunftforschung und Gottesgelehrtheit zu treiben, und machte in

allen diesen Wissenschaften, so wie in der neuern Staatskunde, die sie sehr inne hatte, so große Fortschritte, daß sie die Bewunderung der größten Gelehrten auf sich zog. Auch konnte sie leserlich schreiben.

Während der Zeit, daß sie diese höheren Wissenschaften trieb, machte sie auch einen Versuch in der Tonkunst. Hierbei kam ihr ihre angenehme Stimme, so wie ihre vortrefflichen Anlagen überhaupt sehr zu statten, indem sie in Kurzem die Zuhörer durch ihren Gesang eben so sehr bezauberte, als sie selbige durch ihre Fertigkeit auf dem Flügel in Verwunderung setzte. Sie tondichtete sogar. Ihre Arbeit ist aber nach und nach verloren gegangen, so daß man gegenwärtig nichts mehr davon antrifft.

Viehweger.

Viehweger, geboren zu Mohrungen, im

Dezember 1769, warf im siebenten Jahre beim Kinderspielen eine gläserne Kugel auf den Boden, um sie absichtlich zu zersprengen. Einige Glassplitter beschädigten das eine Auge, und die dadurch veranlaßte heftige Entzündung raubte ihm auch das andere.

Zum Unterrichte seines Bruders hatte sein Vater, der ein Tonkünstler war, ein Klavier angeschafft. Er fing an, sich damit zu beschäftigen, und so wurde hierauf sein Tonsinn rege gemacht und ausgebildet. Er spielt beinahe alle Tonwerkzeuge, vorzüglich Klavier und Harfe, lehrt Andern die Noten kennen, tondichtet und behält sehr schnell, was ihm vorgesungen und vorgespielt wird.

Er geht ohne Führer, fühlt durch den Druck der Luft und den verschiedenen Ton seiner Tritte, in der Nachbarschaft große Gegenstände, und findet leicht jeden ihm bekannten Gegenstand.

Durch Vorlesung hat er sich manche wis-

senschaftliche Kenntnisse erworben, hat von Gegenständen, die in der Anschauung liegen, z. B. der Gestalt der Länder, richtige Vorstellungen.

Einige Begriffe aus der Anschauung sind ihm noch übrig geblieben, und durch Vergleichung damit erwirbt er sich Begriffe von neuen Gegenständen, und ist im Stande, verschiedene kleine Arbeiten, wie z. B. nähen, eine Nadel einzufädeln u. dgl. zu verrichten.

Esther Elisabeth von Waldkirch.

Esther Elisabeth von Waldkirch, geboren im Jahr 1662, Tochter eines Kaufmanns aus Schafhausen, der zuletzt zu Genf wohnte, war durch eine Augenkrankheit blind geworden, von der sie seit dem Alter von zwei Monaten angefallen war. Dennoch strebte ihr Vater, ihren Geist durch die schönen Wissenschaften zu bilden, so daß sie in ihrem funfzehnten Jahre

vollkommen und gleich gut deutsch, lateinisch und französisch sprach. Sie redete gewöhnlich lateinisch mit ihrem Vater, französisch mit ihrer Mutter, deutsch mit Deutschen. Sie wußte fast die ganze heilige Schrift auswendig, war sehr bewandert in der Weltweisheit, und spielte die Orgel und die Geige. Die Art, wie sie nach der Erfindung ihres Vaters schreiben lernte, ist folgende:

Man ließ ihr auf ein Brett alle Buchstaben des Abece's eingraben, tief genug, um die Gestalt derselben mit den Fingern fühlen und die Züge mit einem Bleistift verfolgen zu können, bis sie die Zeichen von selbst abbilden gelernt hatte. Dann ließ man ihr einen Rahm machen, der ihr, wenn sie schreiben wollte, das Papier festhielt und ihre Hand führte, um gerade Zeilen zu machen. Sie schrieb mehr mit Bleistift als mit Tinte, welche ihr Papier beflecken, oder ausgehend, ihr die Worte unvollendet lassen konnte. So

schrieb sie oft in den drei genannten Sprachen Briefe an ihre Freunde.

Wendt.

Als ich noch in Berlin war, hatte ich das Vergnügen, an dem blinden französischen Orgelspieler an der Klosterkirche, Wendt, einen Freund und Kunstgenossen zu haben, von dem ich folgendes niederschreibe. Sein rechter Vater war der ausfertigende Geheimschreiber bei der Tabacksverwaltung zu Berlin, Helmbrecht, der ihm acht Tage nach der Geburt die Namen Friedrich Christoph Franz ertheilen ließ. Er verlohr nach dem achten Tage seines Lebens das Gesicht, hatte aber noch einen Schein auf dem einen Auge bis zum fünf und zwanzigsten Jahre.

Durch Fleiß und Lust zur Tonkunst hat es dieser Mann außerordentlich weit gebracht. Er spielt Mandoline, Harfe, bläs't die Gell-

flöte (Klarinett), das Mundhauchspiel *) und die Flöte ganz besonders gut, und spielt fertig Orgel und Klavier.

Sein Gedächtniß ist ungemein stark. Als französischem Orgeler sind ihm alle französischen Psalme und Lieder bekannt; er führt aber auch außerdem noch eine Menge deutscher Kirchenweisen, großer Orgelstücke von Kirnberger und Bach, und eine Anzahl von Veränderungen für die Flöte, im Kopfe. Im Jahre 1798 erfand er ein türkisches Spiel (Janitscharen-Musik), wo durch ein einziges Triebwerk alle Feldspiele dargestellt und durch ihn allein betrieben werden. Er ließ sich auf diesem Tongewerke in Charlottenburg vor dem Königl. Hause, und noch an verschiedenen Orten hören, z. B. in Berlin und Danzig. Auch hat er sich vorgenommen, eine Reise

---

*) Die Mundharmonika, im gemeinen Leben Maultrommel oder Brummeisen genannt.

nach Dessau, Leipzig und Wittenberg, im Frühjahr zu unternehmen.

Er hat ferner ein wohlklingendes Geläute von großen, mittleren und kleinen sogenannten Glocken erfunden; ich sage sogenannten, weil wirkliche Erzglocken dabei nicht im Spiele sind, sondern diejenigen Gestalten, die ich Glocken nennen will, bestehen aus pappenen Büchsen oder kleinen Trommeln, deren Größe sich nach dem Verhältniß der Töne richtet. Die untere Seite derselben ist mit einem Felle überspannt, die obere hingegen offen. Die offne Seite hängt man an das Glockengerüste, und an die untere stark gespannte Seite befestigt man in der Mitte des Felles an einem Pferdehaare eine Stahlstange. Schlägt man mit einem hölzernen Klöppel nun an diese schwebende Stange: so hört man einen schönen Glockenton. Mehrere solcher genau im Zuklange gestimmter Glocken geben, bei einem gewissen, zeitmäßigen Anschlage, ein

schönes, ziemlich vollständiges Geläute. Die angenehme Wirkung, die dies hervorbringt, übersteigt weit die Kosten dieser einfachen Erfindung. Es ist indessen Schade, daß diese Erfindung bis jetzt noch keinen Nutzen gewährt. Indessen ist eine seiner frühern Erfindungen sehr wohlthätig, und verdient den Dank aller Blinden.

Er hat nämlich fühlbare Tonschrift für Blinde erfunden, die er Haken-Noten nennt. Es sind dies gedrehte Eisenstifte, die das Gefühl wegen ihrer verschiedenen Form leicht von einander unterscheiden kann. Als eines Notenplans bedient er sich eines kleinen Gerüstes, das aus verschiedenen übereinander liegenden Querstangen besteht, deren jede einen Verssatz *) darstellt, woran man die Haken

*) In einigen Gegenden Deutschlands sagt man für Strofe, Gesätzchen, wie ehemals die Meistersänger sie nannten.

Haken befestigt oder wieder abnimmt. Um diese Haken- oder Tonschrift desto leichter zu befestigen, hat Wendt ein Kästchen mit verschiedenen Fächern, in denen alle Haken von einem der Buchstaben c d e f g a h liegen, das wie der Schriftkasten der Buchdrucker beschaffen ist. Die halben Töne sind dabei auch nicht vergessen.

Diese Erfindungen habe ich in der Leipziger musikalischen Zeitung Seite 721. Jahr 1804, Monat Juli beschrieben.

Ausser den tonkünstigen Erfindungen hat Wendt mehrere andre nützliche Einrichtungen und Erfindungen ersonnen, z. B. ein bequemes Zwirngetriebe, zum Klöppeln, für seinen eigenen Gebrauch.

Er ist verheirathet und lebt zufrieden und froh; er würde indessen noch froher leben, wenn sein Amt ihn reichlicher ernährte.

Xenokritos

wurde zu Lokris, einer Stadt in Unteritalien geboren, und kam blind auf die Welt. Er lebte zu Lakedämon, und wurde noch vor dem trojischen Kriege berühmt. Er war ein guter Dichter und Tonkünstler, verfertigte viele Lieder zu Ehren der Götter, erfand auch eine Art Loblieder, Päane genannt, und vornemlich dem Preise des Apoll und der Diana gesungen. Er übte sich aber vor allem andern in Heldengedichten, und seine Lieder besangen das Lob der Halbgötter und Helden. Sie wurden von Einigen auch Dithyramben genannt, wie Plutarch in seiner Musika meldet. Ausserdem hat dieser blinde Mann das Verdienst, die Tonkunst zu Sparta wieder hergestellt zu haben.

Ziegenhorn,

der Sohn eines Kaufmanns zu Eisleben in

der Grafschaft Mansfeld, ebendaselbst geboren ums Jahr 1750, verlohr durch die Blattern im fünften Jahre seines Lebens beide Augen, hatte aber dessenungeachtet eine große Anlage zur Tonkunst, so daß er von seinem Lehrmeister, dem damaligen Orgelspieler Hosbach, bei der St. Andreaskirche zu Eisleben, mit gutem Erfolge Klavier und Orgel, und für sich selbst die Harfe lernte, auch öfters für Vorsänger und Orgeler die Orgel beim Gottesdienste zu spielen im Stande war, welches zu Eisleben und in dem benachbarten Volkstädt geschahe. Er behielt, vermöge seines starken Gedächtnisses große Klangstücke, die er auch mit vieler Fertigkeit vortrug. Jetzt wohnt er zu Groß-Leunungen in Thüringen bei seinem Bruder.

der Grafschaft Manderscheid, [illegible] ge-
boren am [illegible] Sept. 1770, erlernte [illegible] die
Elementen im fünften Jahre seines Lebens
[illegible]
[illegible] 15 Jahr [illegible]
seinem Lehrmeister, dem damaligen [illegible]
ler [illegible], bei der St. Andreaskirche zu
[illegible], mit gutem Erfolge Klavier und
Orgel, und ließ sich dann die Partie ferner,
auch öfters die [illegible] und [illegible] der
Orgel beim Gottesdienste zu spielen im Stan-
de, [illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible], die er auch mit vielem [illegible]
[illegible]. Jetzt [illegible] er zu Groß-[illegible]
in Lothringen bei seinem Bruder.

[illegible]

[illegible]

D

Anhang.

1) Einige Zusätze.

2) Verschiedene Gedichte.

Nachtrag zu Fr. v. Erlach.

Jener Aufsatz war schon abgedruckt, als mir das Februarstück der Berlinischen Monatschrift 1807 zukam, in welchem (Seite 98 bis 102) der würdige Nicolai einige Nachrichten über diesen blinden Tonkünstler beibringt. Was zur Ergänzung und Berichtigung dient, sei mir erlaubt, dorther zu entlehnen.

Sein Vater war Siegmund von Erlach, Hauptmann der Schweizergarde König Friedrichs des Ersten und Oberster von dem Heere. Der berühmte Pesne hat ein herrliches Geschlechtsstück dieses Erlach mit Gemalinn und Kindern in Lebensgröße gemalt, worauf auch unser Friedrich als Kind vorgestellt ist. Dieses Gemälde besaß der Prinz Heinrich, Bruder

Friedrichs des Zweiten. Im Jahre 1732 hielt sich Erlach in Eisenach auf. Nicolai hörte, er sei erst in seinen Jünglingsjahren blind geworden, und sah ihn in den Jahren 1754 bis 1756 in Berlin, wo er sich schon seit einigen Jahren aufhielt. Es war damals bei dem Domorgelspieler Sack wöchentlich ein Tonspiel, wozu erlesene Tonfreunde sich versammelten; denn obgleich schon zu der Zeit in berlinischen Einzelhäusern Sang und Klang gehört wurde, so hatte diese Hauptstadt doch kein öffentliches Ton-, nicht einmal ein öffentliches Schauspiel. In jenem Tonspiele hörte Nicolai Herrn von Erlach oft. Er spielte das Klavier frei und mit großer Fertigkeit, mit erhabenem Ausdrucke, und seelenvoller Empfindung, worin er, wie gerade sein Gemüth gestimmt war, abwechselte. Hernach spielte er auf der Schnabelflöte *). Aus diesem mit

*) Flûte à bec oder Flûte douce. Der gründ-

Unrecht ganz vernachläßigten Tonwerkzeuge wußte er einen verhältnißmäßig sehr starken und dabei sehr lieblichen Ton zu ziehen. Er hatte dreistimmige Stücke, für seine Schnabelflöte, eine Geige und einen Flügel gesetzt, worin jedes dieser Spiele nach seiner eigenthümlichen Art, meisterhaft behandelt wurde. Nicolai erinnert sich besonders noch eines solchen Dreispiels, wo die Geige wechselsweise gedämpft war und wieder stark, zugleich mit dem Flügel rauschte, wozwischen die Flöte lieblich klagend einfiel, welcher dann die wiederum gedämpfte Geige sanft nachtönte. Aber ganz einzig in seiner Art war sein Spiel auf zwei der gedachten Flöten zugleich. Sie waren von schönem Ebenholze, zusammen befestigt und von ungleicher Länge. Es ist un-

---

liche Nicolai weis't nach, daß jener deutsche Name von den Tonkünstlern schon vor Zeiten zum Gegensatz der Querflöte gebraucht worden ist.

glaublich, welchen Reichthum von Gedanken und welche fremde Gänge er hervorbringen konnte, indem er bald abwechselnd eine Flöte allein, bald beide zusammen blies.

Die Querflöte hat er um diese Zeit nicht gespielt, noch weniger das Hochholz, dessen Rohr dem Ansatz auf seiner Lieblingsflöte, worauf er sein Spielen so eifrig ausgesonnen hatte, wohl nicht zuträglich gewesen wäre. Geige und Beingeige kann er in jüngern Jahren auch versucht haben, aber in seinem gesetzten Alter hat er vermuthlich deshalb sie ganz wieder verlassen, weil er fand, daß es schon genug sey, auf zwei Tonwerkzeugen es zu so sehr großer Vollkommenheit zu bringen. Damal, ungefähr in seinem sieben und vierzigsten Jahre, mag er auch wohl nicht mehr gesungen haben; wenigstens sang er nicht im Tonspiele bei Sack, ungeachtet Singestimmen darin fehlten. Am allerwenigsten hat er das Waldhorn und die Trompete mit dem Munde

nachzuahmen gesucht. Erlach war auch sonst ein sehr wohlunterrichteter Mann, und seine Gespräche gewährten Reiz und Unterhaltung. Er war von starkem Körperbau, aber ziemlich dick. Dieses, und daß er, wegen seiner Blindheit, sich nicht viel Bewegung machen konnte, war vielleicht Ursache, daß er kein hohes Alter erreichte.

Johann Friedrich Wilhelm Escher,

eines Raschmachers Sohn, aus Berlin, hat als ein Kind von drittehalb Jahren durch bösartige Blattern das Gesicht eingebüßt, so daß die Augensterne gänzlich fehlen. Er ist jetzt sechs und zwanzig Jahr alt und hat vor zwei Jahren geheirathet. Seine Frau hat ihm eine Tochter geboren. Er spielt die Geige, Flöte, und als sein Hauptspiel die Harfe, welche er nach dem Gehör von dem Harfner Winkler in Berlin gelernt hat. Seine Frau

führt ihn in Gasthöfe und Einzelhäuser zu Festlichkeiten, Geburtstagen, Hochzeiten und Kindtaufen. Er spielt und singt, und auch sie begleitet mit ihrer Stimme sein Spiel. Besonders gern und artig tragen sie alte und neue Volkslieder vor. Ohne Armengeld zu erhalten, hat er seine noch lebende Mutter bei sich. Er wohnt in der Nagel-Gasse, Nr. 35.

Hans Knie,

geboren den 19. Jänner 1794 in Erfurt, wo sein Vater Zahnarzt war. 1805 erblindete er in Dresden an den Blattern. Gerade mit dem Einzuge des Königs (den 23. Dez. 1809) kam er in die Anstalt des Professor Zeune, nachdem er vorher ein Jahr in Pleß bei seinem Ohm, einem Gastwirthe gewesen, und des dortigen Schulunterrichts genossen hatte. Er spielt Flöte und Kniegeige, auf

welcher er sich mit dem oben erwähnten Engel hat hören lassen. Auch macht er ganz hübsche Gedichte und ist besonders ein vortrefflicher Rechner.

Tonkunde in Blindenanstalten.

Durch die Paradis, welche nach Paris kam, wurde der edle Hauy, welcher schon früher durch die öffentliche Verspottung armer Blinden auf dem Jahrmarkt von St. Ovide durch ein Hanswursttonspiel und durch einen Kupferstich darauf empört worden war, aufmerksam auf die Bildung, welche Blinde in Deutschland in Künsten und Wissenschaften schon erlangt hatten. 1784 fing er an, eine Schule für Blinde anzulegen, welche nachher in zwei Anstalten zerfiel, eine öffentliche, deren Vorsteher jetzt Herr Bertrand ist, und eine Einzelanstalt, deren Vorsteher nach Hauy's Abreise nach Rußland ein deutscher

Blinder, Professor Heilmann aus Mühlhausen ist. Die Blinden lernten darinn unter vielem andern auch Lesen der Noten und Tonkunst. Als Josef Frank 1802 in Paris war, enthielt die öffentliche Anstalt vierhundert und zwanzig Mitglieder.

Ein menschenfreundlicher Einwohner Liverpools stiftete 1790 eine Schule, wo die Blinden in Handarbeiten und Kirchenmusik (Orgel und Kirchengesang) unterrichtet wurden. J. Frank fand siebzig Zöglinge daselbst.

Durch Zusammentritt mehrerer wackern Bürger wurde in London 1800 nach dem Liverpooler Muster eine Blindenanstalt gegründet, deren Vorsteher Herr und Frau Hill sind, wo ebenfalls Kirchen=Gesang und Spiel nach erhabnen Noten gelehrt wird. Frank fand fünf und dreißig Zöglinge. S. Zeune in seinem Belisar.

Daß in der Berliner Blindenanstalt Tonkunst getrieben wird, ergeht aus diesem Buche.

Ein Gleiches bezeugt der Prof. Zeune als Ohrenzeuge von der zu Prag. Auch die zu Dresden ist gewiß den Tönen hold.

Eine wohlthätige Gesellschaft in Zürich geht gleichfalls mit der Einrichtung einer Blindenanstalt um. Die Erscheinung eines trefflichen Lehrers für Blinde kam ihr dabei sehr zu statten. Es ist ein Herr Funk aus Nydau im Bernischen, ein und dreißig Jahr alt, seit seinem achtzehnten Monat durch die Blattern des Gesichts beraubt, der der Züricher Gesellschaft seine Dienste anbot. Er hat vor der naturforschenden Gesellschaft sehr befriedigende Proben seiner selbsterworbenen Kenntnisse sowol, als seiner Lehrgaben abgelegt. Mit einer einnehmenden äußern Bildung verbindet er eine seltne Fertigkeit in Handkünsten, die er zur Erfindung von mancherlei Werkzeugen und Geräthschaften anwandte, mittels deren der Unterricht der Blinden im Lesen, Schreiben, Rechnen,

Tonkunst, u. s. w. theils möglich, theils erleichtert wird. Er scheint auf verschiedene Vortheile und Verbesserungen gerathen zu seyn, welche bisher unbekannt und unversucht geblieben waren.

Das Blindentonspiel zu Bologna.

Ohne Zweifel mußte das Blindentonspiel der vier Blinden, welches vielleicht noch in Bologna besteht, nicht unter die schlechtesten dieser Stadt gehören, weil es von Jomelli selbst und vielen andern Kennern und Liebhabern mit Vergnügen besucht ward. Zwei der Blinden spielten die Geige, einer die Alt = und der vierte die Kniegeige. Sie hatten einige gute Freunde an der Hand, von welchen sie sich die neuesten und gefälligsten Stücke einigemal vorspielen ließen. Jeder behielt sein Spiel im Kopfe, und ihre Ausführung übertraf bei weitem die ihrer

Vor-

Vorspieler. Sie führten aber nicht allein Klang-, sondern auch Sangsachen aus, als: Hochamtsstücke, Lobgesänge, Abend- (Vespern) und Folgestücke (Sequenzen), und begleiteten alsdann ihren Gesang mit ihren Tonwerkzeugen, zu welchen sie sich nicht allemal des Bogens, sondern öfters zur Veränderung der Art des Klanges kleiner Schwangruthen bedienten.

Man pflegte diese vier blinden Tonkünstler Glitravi orbi, und den Kniegeiger (Violoncellisten) besonders spaco nota im Scherz zu nennen.

Ein blinder Orgelspieler.

Ein blindgewordener Orgeler zu Amersfort in Holland, spielte die Orgel so fertig, als zuvor, und unterschied Münzen an ihrem Gepräge und Gewichte, auch sogar die Farben *).

*) Was das Farbenfühlen betrifft, so habe ich

Man konnte ihm in den Karten kein

---

diejenigen, die mich hierüber um meine Meinung gefragt haben, stets auf die Äusserung eines gelehrten Mannes hierüber, hingeführt. Ich glaube daher, auch hier nicht unzweckmäßig das Urtheil des achtungswerthen Herrn Vorstehers, Prof. Zeune selbst anzuführen. Er schreibt in seinem Buche: Belisar, über den Unterricht der Blinden, Seite 129 also:

Herr Professor Kiesewetter und Herr Nicolai wollen selbst Beispiele vom Farbentasten gesehen haben. Ich glaube, man kann diese, so oft behauptete und bestrittene Sache bejahen und verneinen, wie man will. Einen gewissen Unterschied der Oberfläche durch Farben kann man nicht ganz läugnen; so fühlt sich schwarz, weil es mehr beim Färben gebrannt wird, härter an. Ob aber der eigentliche Sehunterschied getastet werden könne, bezweifle ich. Man stelle den Versuch so an: Man nehme Porzellantäfelchen von allen Farben, vorzüglich von den drei Hauptfarben, (Regenbogenfarben) roth, gelb und blau, und lasse nun tasten.

Hauy, bei seiner großen Erfahrung, hat noch

Spiel abgewinnen, und er wußte, wenn er austheilte, die Karten der Andern.

Ein blinder Schwede.

Der neun und dreißigste Band der Abhandlungen des Königl. Schwed. Gelehrtenvereins erzählt von einem Schweden, welcher in seiner ersten Kindheit blind geworden, und dennoch alle Geschäfte der Sehenden verrichten konnte.

Er verlor im dritten Jahre in den Blat-

---

kein einziges Beispiel gehabt, wo ein Blinder Farben hätte unterscheiden können, und mir bei meiner kleinen sind schon vier Beispiele vorgekommen, wo Blinde in dem Ruf standen, Farben unterscheiden zu können, und es nicht konnten; ja selbst von meiner Anstalt ist erzählt worden, die Blinden lernten darin Farben tasten. Wunderglaube der Sehenden und Eitelkeit der Blinden hat zu diesem Gerücht beigetragen.

tern das Gesicht, und behielt bloß einige Dämmerung von Tag und Nacht noch übrig; aber auch dieser schwache Schein verging in seinem dreißigsten Jahre völlig.

Indessen konnte er doch ohne alles Geleit selbst durch das Gehölz fortkommen, Holz zu suchen und zu spalten; Karren und Schlitten bauen, Räder machen, Fässer binden, gutes Schneideeisen schmieden und härten, Messer verfertigen, in deren Heften sich Gabeln, kleinere Messer mit kleinen Sägen befanden; sich selbst ein Hans erbauen, es einrichten; Täfelungen um die Forsten ziehen; Schnallen und Knöpfe in Formen gießen, welche er aus dem von ihm selbst ausgesuchten Sande machte; Metalle und Eisen löthen; geborstene Töpfe kitten.

Ferner verstand er Blasebälge für seine eigene und andre Schmieden zu machen; Schuhe zu nähen, selbst einzufädeln, und Leder zu gerben; die Geige zu spielen, und

Geigen zu machen; alles durchs Gefühl und durch die Übung, so daß alles eine bewundernswürdige Mittelmäßigkeit erreichte.

Noch mehr: er spielte zum Zeitvertreibe die Karten, entweder aus seinem eigenen Kartenpacke, oder man nannte ihm aufrichtig jede Karte eines fremden Spieles; und so lehrten ihm seine Fingerspitzen in einer Stunde die bemerkten Höhen oder Tiefen, Streifen, Randecken, Weiche u. dgl. Dies behielt er so gut im Gedächtnisse, daß er jede Karte mit Vortheil ausspielt und sticht. Er hält den Gang der Spiele nicht auf, welche er gelernt hat, und spielt im Vortheile.

Aber die Farben mit den Fingerspitzen zu unterscheiden, wie man von Blinden Beispiele*) haben soll: diese Fertigkeit hatte ihn viel-

*) 1. Der Blinde, von welchem Boyle de coloribus erzählt, vermochte die Farben nach dem Gefühle zu benennen; aber er mußte bei dieser

leicht seine häusliche Geschäftigkeit nicht erlernen lassen.

Er konnte keine Münze am Gepräge, aber wohl am Gewichte, den Rändern u. d. gl. unterscheiden; denn seine Fingerspitzen waren durch die harten Arbeiten des Holzhauens und Schmiedens von dem zartern Empfinden entwöhnt worden. Weil er die

---

Aufgabe nüchtern seyn. Der geringste Trunk benahm seinen Fingerspitzen die Feinheit des Gefühls, des Tastsinns.

2. Der Blinde des Kundmann unterschied auf Papier und auf neuen Tüchern die Farbe.

3. Ein andrer Blinder berührte die Gegenstände überall genau, und bildete sie, vielleicht in Wachs, genau nach.

4. Ein ungenanntes Frauenzimmer unterschied besonders blau und grün; sie konnte die schwarzen Flecken an den rauhen Oberflächen der beizenden Farbestoffe und zernagten Zeuge, und die rothen als die glattesten unterscheiden.

Karten, mit denen er spielte, mit den Fingernägeln heimlich bezeichnete, so war er im Grunde ein falscher Spieler.

Ein blinder Professor zu Cambridge.

Ein Professor der Größenlehre zu Cambridge, ward in seinem ersten Lebensjahre blind, erlernte schon in seiner Kindheit die griechische und lateinische Sprache, und folgte dem Whiston im Amte nach.

Er konnte die ächten römischen Münzen von dem unächten Gepräge unterscheiden, spielte die Flöte meisterhaft, und lehrte seine Zuhörer die Sternbilder am Himmel selbst aufsuchen.

Ob er aus dem Eindrucke des Dunst- oder Luftkreises auf die Haut seines Gesichts hat wissen können, wann eine Wolke unter der Sonne weglief, daran zweifelt der Professor Halle selbst.

Ich denke es mir, daß er durch Gestirnkenntniß seinen Schülern die Lage oder Stellung der Sterne und ihre Ortveränderung angeben konnte.

Gedichte.

Die Blindheit.

Ein Klagelied von Hrn. D. Engel.

Aus dem Archiv der Zeit 1798. September-Monat.

Steh' ich nicht auf der geliebten Höhe,
Wo noch jüngst ich wonnetrunken stand?
Ist die Landschaft, die ich vor mir sehe,
Nicht so reizend, als ich je sie fand?
Rundet sich dies wolkichte Gewölbe
Nicht mit gleicher Schönheit um sie her?
Dennoch ist der Anblick nicht derselbe!
Denn von Gram ist mir die Seele schwer!

Stånd' ich doch vor traurigen Ruinen!
Mir gefällt die heitre Schöpfung nicht;
Denn ich komme ja von Rudolphinen,
Meiner armen Freundinn ohne Licht!
Schrecklicher Verlust, den sie gelitten!
Hier, wo ringsumher mir alles lacht —
O wie tief wird hier mein Herz durchschnitten
Vom Gedanken ihrer ew'gen Nacht!

Edles, edles Licht! der Dinge keines
Übertrifft dich an Vortrefflichkeit,
Als das Leben, das sich deines Scheines,
Deines segenvollen Scheines, freut.
Sollte deiner die Natur entbehren,
Was, was wäre da wohl die Natur?
Ach! Trotz aller Harmonie der Sphären,
Ein System von todten Wüsten nur!
Wo du fehlst, da brütet gleich Verderben!
Jede Pflanze, deiner nur beraubt,
Neiget bald, um traurig hinzusterben,
Krank und kraftlos ihr verblichnes Haupt.

Auch der neugeborne Säugling schmachtet,
Sich des eignen Seins noch unbewußt,
Seiner Sinnen-Stumpfheit ungeachtet,
Schon nach dir, wie nach der vollen Brust.
Ehe noch sein Ohr nach holdem Klange
Hinzuhorchen allgemach beginnt;
Ehe noch der mütterlichen Wange
Süßes Lächeln seinen Blick gewinnt;
Eh' er selbst noch der getreuen Amme
Je gelächelt, weidet er bereits
Seinen Blick so gierig an der Flamme,
Als am Golde der betagte Geiz.
Hüpfend und mit regen Händchen sehnet
Sich nach ihr der kleine Neuling hin;
Und wann nun sein Auge Klagen thränet,
Ist oft sie nur seine Trösterinn.
Denn schon itzt, in seiner zartsten Hülle,
Ahnet es der junge dürft'ge Geist,
Welchen Reichthum, welche Freudenfülle
Du, o Licht! dereinst auch ihm verleihst.

Denn durch dich gewährt des Schöpfers Güte
Ihm der Kenntniß größten Überfluß;
Und durch dich dem lechzenden Gemüthe
Aller Schönheit seligen Genuß.
O wie sehr erweiterst du die Schranken
Seines Daseins! Nur durch dich erhält
Die Vernunft den göttlichen Gedanken
Einer großen sonnenvollen Welt.
Und so muß dem kleinen Geist gelingen,
Was sein himmlischer Beruf ihm heißt:
Sich hinauf — o sich hinauf zu schwingen
Zu dem unermeßlich großen Geist!
Licht! du bist das Element der Freude!
Deiner Strahlen Lieblichkeit verscheucht,
Selbst von öder und verdorrter Haide
Jenen Gram, der sonst dort ewig schleicht.
War nun über mir der große Bogen
überall von Wolken, dick und schwer
Mein Gemüth von Düsterheit umzogen,
Mürrisch, kalt und aller Freude leer:

Wie durch einen Wink der Allmacht eilte
Dann oft mit dem ersten Sonnenblick,
Der des Himmels grau Gewölk zertheilte,
Heiterkeit in mein Gemüth zurück.

Und du Freundinn! — O mit Widerstreben
Und mit Pein gedenk ich stets daran!
Lichtgenuß ist mir das halbe Leben;
Ja, das Leben wäre mir alsdann,
Wann der Sinne edelster mir fehlte,
Nur empfundner Tod! und o gewiß;
Eh' ich diese Finsterniß mir wählte,
Wählt' ich mir des Grabes Finsterniß!

Jedem Laute sei mein Ohr verschlossen!
Es durchwürze rings um mich die Luft,
Ungemerkt von mir und ungenossen,
Jeder Weihrauch, jeder Blumenduft!
Für den Reiz erwünschter Leckerbissen
Sei durchaus der Gaumen mir betäubt!
Sei mir jedes Sinnenglück entrissen;
So mir nur ein helles Auge bleibt!

Zwar, der höhern Freuden zu entbehren,
Die des Umgangs edler Unterricht
Und der Tonkunst Zauberei gewähren;
Nie zu hören, was die Liebe spricht;
Und gefoltert von des Argwohns Wehen,
Nur zu leicht in jedem schlauen Blick,
Jedem Lächeln Spötterei zu sehen;
Dies ist auch ein trauriges Geschick!

Aber ach! Im Dasein noch hienieden,
Nie sich mehr des Lichtes zu erfreun,
Und, von allem Sichtbarn abgeschieden,
Mehr noch, als zur Hälfte, todt zu seyn;
Wie vom tiefsten Kerker stets umnachtet
Und im schwersten eisernen Verhaft,
Ein Verbrecher nach Erlösung schmachtet,
Die doch nur der Tod ihm einst verschafft;
So mit ewig hoffnungslosen Thränen,
Deren Flehn das Schicksal nie bewegt,
Sich von jenen Fesseln loszusehnen,
Welche Blindheit grausam angelegt;

Überall von ihr, wie festgekettet,
In Gefahren angstvoll dazustehn,
Und, wenn treues Mitleid nicht errettet,
Zum Entfliehen keinen Weg zu sehn;
Eine Zeit, die unerträglich weilet,
Hinzuseufzen; eine traur'ge Zeit,
Die kein Morgen und kein Abend theilet,
Und kein schöner voller Mond erneut;
Bei der hellsten Sonne wie begraben,
Ein Gefühl von ihrer Mittagsmacht,
Und doch Mitternacht um sich zu haben,
Unaufhörlich schwarze Mitternacht;
Nur umsonst nach dem Genuß zu schmachten,
Den die höchste, schönste Kunst gewährt,
Die mit dem, was weise Geister dachten,
Unsern Geist in theurer Stille nährt:
Nie zu schauen, was das Herz erquicket;
Ach, nicht der Geliebten Angesicht!
Nicht die Hand, die da so zärtlich drücket;
Nicht den Mund, der da so freundlich spricht;

Wann nach ödem Winter nun der laue,
Grüne Lenz die Erde prächtig schmückt;
Nun aufs neue Wald und Flur und Aue
Jedes Auge, jedes Herz entzückt:
Dann auf dieser schönen, schönen Bühne —
Nein! der Blindheit Jammer ist zu groß:
Und o meine Freundinn Rudolphine!
Es ist dein, dies jammervolle Loos!
Selbst dem Wuchrer, den das Alter krümmet;
Dem doch bald die Sonne nicht mehr glüht;
Dessen kalte Seele nicht entglimmet,
So viel Schönheit auch sein Auge sieht;
Der auch blind im Golde wühlen könnte —
Blindheit wäre dem so schrecklich nicht —
Aber selbst dem kalten Wuchrer gönnte
Nie mein Haß ein solches Strafgericht!
Und nicht ihm — dir, die du weit vom Ziele
Erst der Mitte deiner Bahn dich nahst;
Dir, die du der Freuden noch so viele
In so heitrer Ferne vor dir sahst;

Deren

Deren Augen oft so warme Thränen
Auf die sanften Wangen hingethaut,
Wann sie dankbar von den Wonnescenen
Der Natur zu Gott hinaufgeschaut;
Dir entzog er seine größte Gabe!
Dir den unaussprechlich kostbarn Sinn!
Und du tappest nun den Weg zum Grabe
Mit der Bürde deines Lebens hin!
Wehe dem, der nie das Licht zu kennen,
Augenlos ans Licht geboren ward!
Härter noch ist sein Geschick zu nennen;
Ja! und dennoch, dennoch minder hart!
Wenn ihn nur die Sonne lieblich wärmet,
Ist ihm wohl in seiner Dunkelheit
Um ihr Licht hat er sich nie gehärmet,
Denn noch nie hat ihn dies Licht erfreut.
Aber du — Gott! in wie bittern Sorgen
Dir zuvor schon manches Jahr verstrich!
Da für dich nun auch der hellste Morgen
Immer mehr dem spätsten Abend glich;

Bis sich dann zur Nacht die Dämmrung
schwärzte!
Bis an deinem Busen dir sogar
Das geliebte Kind, das froh dich herzte,
Arme Mutter! nicht mehr sichtbar war!
Doch ein preisendes Gerücht aus Westen
Lud auch dich zu jenem Helfer ein;
Da begann dein Kummer sich zu trösten
Mit verheißnem künft'gen Sonnenschein.
Manchem Auge, das der Staar verschlossen,
War durch ihn ein neuer Tag bescheert;
Schon so mancher deiner Nachtgenossen
War von ihm mit Freuden heimgekehrt!
Wie begeistert sah er da den Segen
Der Gefilde! Mit wie frohem Drang
Flogen ihm die Seinigen entgegen!
Welch ein Jubelfest war sein Empfang!
Und auch du, die keiner Ahnung bebte,
Eiletest mit neubelebtem Sinn —
Denn der Engel Gottes, Hoffnung, schwebte
Noch um dich — den finstern Weg dahin.

Nun erschien — o hätt' in deinem Blute
Sich doch jetzt die rasche Fluth gelegt! —
Es erschien die wichtige Minute,
Und du harrtest, nur zu sehr bewegt,
Zur Beginnung eines neuen Lebens,
Auf das Schöpferwort: Es werde Licht! —
Armes Weib! du harretest vergebens
Auf dies Schöpferwort! Gott sprach es nicht!
Nun erlosch der letzte Rest von Schimmer!
Nun umgab dich volle Finsterniß!
Und der Engel wich von dir auf immer!
Und die ew'ge Nacht war dir gewiß!

Mußte dies den Augen widerfahren,
Die so groß, so heiter und so schön,
Treue Zeugen einer Seele waren,
Deren Adel wir im Unglück sehn?
Jenen Augen, deiner größten Zierde,
Die mich oft so liebreich angelacht?
Daß ein Messer sie vertilgen würde,
Das, das hätte nie dein Freund gedacht!

O wie traurig sie dem Antlitz fehlen!
O mit welchem Schauder sieht man da
Ein paar dunkle, ein paar todte Hölen,
Wo man ehmals Glanz und Leben sah!
Daß ich nichts vermag, als mich zu kränken!
Daß umsonst hier diese Thräne rinnt!
Könnt' ich meiner Augen eins dir schenken;
Wahrlich, morgen wärst du nicht mehr blind!
Und ich nähme keines Feldherrn Beute
Für den schönen köstlichen Verlust!
Gott! ich drückte dann dich Hocherfreute
Hocherfreut an meine stolze Brust!
Nein! Verfinstert sollen deine Tage
Elend, elend soll dein Leben seyn!
Großer Gott! — Doch wie? Mit frecher Klage
Will mein Gram so laut gen Himmel schrei'n?
Seh ich deinen Gram doch ruhig schweigen,
Edles Weib, die du berufen bist,
Durch ein großes Beispiel uns zu zeigen,
Wie so liebenswerth die Tugend ist.

Sie, die meinen Geist oft hocherhoben,
So viel Schmerz dein Anblick mir gemacht,
Strahlt in deiner Blindheit, wie dort oben
Sirius in einer heitern Nacht.
Gleich gefaßt, dein Schicksal zu verschmerzen
Keinen Augenblick darauf erboßt,
Sannst du nur auf Trost für unsre Herzen,
Und dein Heldenmuth war unser Trost.
Ja! Als ob dir wohlgeholfen wäre,
Weihtest du dem Manne warmen Dank,
Strittest du gerecht für dessen Ehre,
Dem bei dir die Hülfe nicht gelang.
Edles Weib! das alle Klagen hemmte
Bloß ein Wunsch, den Zärtlichkeit gebar,
Drang aus deiner Brust, die er beklemmte,
Ach! ein Wunsch, der so genügsam war!
„Sollt' ich nur, o sollt' ich nur zuweilen —
„Nimmer wollt' ich mehr von Gott erflehn —
„Meines Gatten Wonne mit ihm theilen!
„Nur zuweilen meine Kinder sehn!

„Ja! nur einmal noch die Seelenweide! —
„Meine Jüngsten kennt ja bloß mein Ohr —
„Nur noch einen Blick voll Mutterfreude
„Erst auf sie und dann zu Gott empor!"
Ach! der kleine Wunsch hob fromm und leise
Sich zu Gott, und Gott erhört ihn nicht;
Weil durch Allmacht nimmer der Allweise
Seiner Schöpfung große Kette bricht.
Aber wie? muß ich dich elend denken?
Nein! O nein! dem Gnädigen sei Preis!
Der selbst der Verzweiflung Muth zu schenken,
Selbst den Jammer zu beglücken weiß.
Blickt er nicht mit segnendem Erbarmen
Auf dich, edle Dulderinn, herab?
Ist es seine Hand nicht, die dir Armen
Große Kraft zu großem Kampfe gab?
Denn dein starkes Herz, nur erst entbunden
Von der Angst der Unentschiedenheit,
Hat auch bald den Kummer überwunden,
Der hinfort den Angriff nicht erneut;

Und der Friede, der es nun belohnet,
Wird durch keinen Anblick je gestört,
Der ein Herz, das noch den Augen frohnet,
Zur Begierde, zum Verdruß empört,
Wie so sanft es dein Gemüth durchdringet,
Daß die wehmuthsvolle Liebe jetzt
Fester noch, als ehmals, dich umschlinget,
Und so zärtlich deine Wange netzt!
Und daß theure Kinder dich umgeben,
Die beseelt von der geliebten Pflicht,
Dir dein Leiden zu versüßen streben;
Wie versüßet dies dein Leiden nicht!
O du feierst auf geliebtem Lande
Noch den Lenz, und findest noch ihn schön!
Deinen Lenz! Nicht den im Prachtgewande!
Nicht den Lenz der Augen! Aber den,
Der dem Blüthensinn balsam'sche Düfte,
Der des Lebens laute Fröhlichkeit
Dem Gehör, und lieblich = laue Lüfte
Dem Gefühle zur Erquickung beut.

Durch die regste Thätigkeit zum Staunen,
Durch die strengste Sorge für dein Haus
Bannest du den Dämon böser Launen,
Füllest du der Stunden Leerheit aus.
Oder, wann nun Stille dich umgiebet,
Schweift dein innrer Blick, mit freier Kraft,
Auf den Scenen, die du sonst geliebet,
Und die jetzt die Phantasie dir schafft.
Von der Andacht Freude nun entglommen,
Spricht dein Geist den Sinnenfreuden Hohn.
Denn die holde Trösterinn der Frommen,
Deine Freundinn, die Religion,
Sichert dir der Gottheit volle Gnade,
Sichert hohe Seligkeit dir zu,
Und begleitet auf dem dunkeln Pfade
Dich getreu zu jener sanften Ruh.
Und dereinst! — o Freundinn! dich bekümmert
Nicht die Finsterniß im Todesthal!
Denn bereits bei seinem Eingang schimmert
Dir des großen Tages erster Strahl;

Jenes Tags, der jenseits dich Verklärte,
Nach so langer, traur'ger Nacht, umstrahlt,
Und den Gram, der hier dein Herz beschwerte,
Dir mit Freuden ohne Maaß bezahlt.
Hin auf ewig sind da Nacht und Grauen!
Zu vergehn, bricht dieser Tag nicht an!
Und mit neuen Augen wirst du schauen,
Die nichts trüben, nichts verletzen kann.
Und dann schauest du das Glück der Deinen;
Nicht zuweilen! schaust es immerdar!
Ach! und Wonnezähren wirst du weinen,
Daß dein Leiden so vergänglich war.
Ja! dein unaussprechliches Entzücken
Wird dein Freund, auch diesem Tage wach,
Durch den Anblick seliger, erblicken!
O geliebte Freundinn, welch ein Tag!

Engel.

Räthsel von Schiller.

Kennst du das Bild auf zartem Grunde?
Es giebt sich selber Licht und Glanz.
Ein andres ist's zu jeder Stunde,
Und immer ist es frisch und ganz.
Im engsten Raum ist's ausgeführet,
Der kleinste Rahmen faßt es ein,
Doch alle Größe, die dich rühret,
Kennst du durch dieses Bild allein.

Und kannst du den Krystall mir nennen,
Ihm gleicht an Werth kein Edelstein,
Er leuchtet, ohne je zu brennen,
Das ganze Weltall saugt er ein,
Der Himmel selbst ist abgemahlet
In seinem wundervollen Ring;
Und doch ist, was er von sich strahlet,
Noch schöner, als was er empfing.

Die Blindheit.

Du grauenvolle Blindheit du!
Nichts ist als Grauen um dich her,
Ein dichter Nebel hüllt dich ein,
Du siehest nicht den milden Schein,
Den uns das Weltlicht strahlet her.

Du liebevolle Blindheit du!
Bei dir wird Fantasie erst wach,
In dir blüht eine neue Welt,
Du schaffst dir selbst das Blumenfeld
Und bist darin dein eigner Schach.

Du grauenvolle Blindheit du!
Was neue Welt, was Blumenfeld?
Es ist doch nur ein leerer Traum,
Und er zerfließt wie Seifenschaum,
Nichts Wahres ist in deiner Welt.

Du liebevolle Blindheit du!
Treibt doch mit Fantasie nicht Spott!
Ist denn auch hier nicht alles Traum?
Zergeht's nicht auch wie Seifenschaum?
Nein, Fantasie ist selbst ein Gott.

Du grauenvolle Blindheit du!
Du siehst nicht Farben, siehst nicht Schein,
Du siehest nicht die hohen Lüfte,
Und nicht des Abgrunds tiefe Klüfte.
Ach, furchtbar stürzest du hinein.

Du liebevolle Blindheit du!
Du sähst nicht Farben, sähst nicht Schein?
Wer malt das Geisterreich lebhaft?
Wer malt das Bild in voller Kraft?
Nichts als die Blindheit kann es seyn.

O Bragur, Bragur bleib bei mir,
Warum willst du denn schon entfliehen?
O laß mir deinen Strahl doch hier!
Sonst muß ich auch die Dichtkunst fliehen.

Leb wohl, nicht länger kann ich weilen!
Es winkt der Odin, ich muß eilen.
Bald werd' ich, Gottheit, zu dir schweben
Und dich mit Zauber neu beleben.

Wilhelm Engel.

Der blinde Gärtner Martin Pflug,

in seinem Garten, an der Hand eines Knaben.

(Aus dem Lustspiel: Der blinde Gärtner; v. Kotzebue).

Ach! mein Auge ist verschlossen,
Schöne Sonne, deiner Pracht!
Dennoch sind von dir geflossen
Wärm' und Luft in meine Nacht:
Der einst dich hervorgerufen,
Der einst sprach: Es werde Licht!
Nimmt an seines Thrones Stufen
Mir den Schleier vom Gesicht.

Der blinde Martin Pflug.

Den Stab des Blinden magst du rauben,
Nur seinen festen, tröstlichen Glauben,
Nur seine Hoffnung raub' ihm nicht!
Auf sie gestützt, an ihrem Stabe,
Und stünd' er auch am offnen Grabe,
Bring ihm kein unwillkommnes Licht. —

A. von Kotzebue.

Der Blinde an sich selbst.

Ist gleich die Sehkraft meinem Aug' ent-
zogen,
So bleiben mir Gefühle zugewogen,
Und Kraft genug, um viele meiner Pflichten
Treu zu verrichten.

Ich höre noch, wann frühe Lerchen singen,
Den jungen Tag zu mir sich aufwärts schwin-
gen;
Hör' ihn im Lied der späten Nachtigallen
Herniederwallen.

Mich laben noch der Blumen süße Düfte,
Die Morgenkühle und die Abendlüfte;
Auch kann ich noch an meines Nächsten Freuden
Die Seele weiden.

v. Baczko.

Der Geschmack.

Das Gesicht.

Das auszudrücken, was er empfindet, denkt,
Wenn sich mit seinem Reiz' ihm das Schöne
zeigt,
Kohr unter uns der Geist; doch welchen?
Ah ich erröthe, den Sinn der Schwelger!

Ich ward verschmähet! Aber er war es ja
Auch nicht der Geist der Alten, der auserkohr;
Der Neuern war's! und diesem mag wohl
Stärkung des Heerdes zum Fluge noththun.

Mich, mich verschmähen? dem an dem
Walde ruht
Die Morgenröthe, dem in der Frühe Thau,
Umringt von allen Blumen, allen
Farben, sich Mädchen und Jüngling freuen!

Dem im Gemälde täuschend die Zauber-
hand
Des Künstlers nachahmt, den sie ergötzt, wenn
ihn
Der Abendstern, wenn ihn des Himmels
Weißlicher, schimmernder Pfad nicht hinreißt.

Das Gehör.

Mich, dem des Hains Säuseln ertönt, und der Quelle
Stimmchen, der Sturm, und der Donner, und das Weltmeer,
Dem die Nachtigall, dem der Liebe
Froher, und weinender Laut,
Dem Melodie, Harfengetön, und die Flöte,
Sie die Posaun', und die Laute, und des Menschen
Stimme, mich hat er auch, in seinem
Schlummer, der Wähler, verkannt!

Das Gesicht.

Mit stillem Lächeln hörest du uns, Gefühl;
Schweig ferner, der du Seher dich, Hörer dich
Darfst nennen; dann uns wegen stolzes
Wahnes mit Röthe die Wange färben.

Der Geruch.

Tödte denn, Geschmack, für der Esse Lanzen
Auch die Sängerinn, die entzückte Lerche;
Süßre Labung ist der bemoosten Rose
Düfte zu athmen.

Der Geschmack.

Mag die Schüssel denn stehn; schmückte
sie auch das Reh,
In der Blüthe gefällt, schmückte der Weizner
sie
Oder selber die Schmerle,
Jener Liebling des Kieselbachs.

Doch des hellen Pokals helleres, ah den
Saft,
Welchen Berg mir, und Thal, Winzer und
Kelterer
Geben, wie er mir röthlich,
Oder wie er mir golden blinkt. . . .

Trink' ich, schlürf' ich mit Lust, liebend, mit Mäßigung,
Zwar mit weiser, doch nicht mit der platonischen:
Evan bleibet mir sanfter
Jüngling, hebt nicht den Rebenstab.

Durch mich sprachest du einst, Trinker Anakreon,
Bildlich, da du von dem sprachest, was schön dir war:
Aber Maale versanken;
Und dein attisches Wort verscholl.

Klopstock.

Anmerkung. „Das Gehör." Das Silbenmaß, welches das Gehör wählt, ist ein deutsches, die Silbenmaße der andern sind griechische. „Weizner:" das Rebhuhn. Die Jäger nennens in einigen Gegenden so.

Das Gehör.

An Hegewisch, den Blinden.

Es tagt nicht! Kein Laut schallt! Wer entschlöß
sich schnell hier? wen erschreckte nicht
Das Graunvolle der Wahl?
Doch sie sey dein Schicksal; du erkörst doch
Blindheit? Des Gehörs Verlust
Vereinsamt, und du lebst
Mit den Menschen nicht mehr. Wenn du also
kein Gott bist: so wählst du recht,
Willst blind seyn, und entfliehst
Den nur Sterblichen nicht. „Sehr ernst ist der
Gedanke von dieser Wahl,
Versenkt tief mich in Schmerz,
In zu trübes Gefühl! Doch was Wahl? Es
umringt schon den Ahnenden,
Schon wehdroht mir die Nacht!"
Das Licht schwand: doch entbehrst du das
freundliche Wort des Geliebten nicht;
Nicht Stromfall, noch den Schlag

Der geflüchteten Wolke, die donnernd sich wälzt, daß die Hütte bebt,
(Ein Graun Zagenden nur)
Und lautwirbelnd Sturmwind' an Felsenklüften herbrausen! nicht Waldgeräusch
Von Mailuft, die dich labt;
Noch das frohe Gesing' am verhohlnen Nestbau; nicht den süßen Reiz
Der Tonkunst; und gewann
Die Dichtkunst dein Herz auch, nicht den Reihen, in welchem sie schwebt, nachdem
Der Inhalt ihr gebeut:
Entbehrst nicht die Bezaubrung, wenn beide, darreichend die Schwesterhand,
Durch Eintracht sich erhöhn,
Und gelehriges Ohres, entzückt, die Drommet, und das Horn vernimmt
Der Nachhall im Gebirg.
Wer taub dann ihn gewahrt in der Freude, den Blinden, der trübt den Blick
Vor Mitleid mit sich selbst.

Und du möchtest das Wundergebäude, worin die geregte Luft
Zum Laut wird, den du liebst,
Wie gesunken dir denken, zerstöret, daß nun sich ihr Wallen dir
Umsonst naht, und wie stumm
Dir zerfließt; ah zerstört Gehörgang, die erklingende Grotte, drin
Den Amboß, und von ihr
Zu dem Munde den Weg, und an ihrem Gewölbe die Fäserchen,
Sie Aufhalt des Getöns,
Daß es sanft sich verliere; die feineren Saiten, sie sind gestimmt
Dem Anwehn, das sie rührt;
(Wie Windemen nicht allen gestimmt) den Vorsaal, wo er netzend rinnt,
Emporwallt, wie der Quell;
Die gebogenen Röhren, der Schnecke Gewinde, die Scheidewand,
Das ganze Labirinth?

Klopstock.

Empfindungen eines blinden Greises am 23. Dezember 1809.

Tiefer fühlt der Entbehrende.

O du, der Millionen Sonnen
Im unermessnen Äther flammen hieß,
Und dessen Ruhm, der Finsterniß entronnen,
Ein neuer Morgenstern dem andern pries;
O du, der über jenen Regionen,
Wo die Unendlichkeit dem Forschen wehrt,
Noch andre Feuerwelten herrlich thronen
Und andre Sterne sie umwandeln lehrt:
O du, erhabner Geist des Lebens und des Lichts,
Erleuchte diese Nacht des blöden Angesichts!
Entferne diese todten Schatten,
Und geuß dein Strahlenmeer auf's Augenlied!
Denn Frohgefühl erwärmt uns, wenn den Gatten
Die sehnsuchtsvolle Gattinn wiedersieht;

Und wenn die Mutter, ach, die langgetrennte,
An ihre heiße Brust die Kinder reißt,
Wem da Entzücken nicht im Innern brennte,
Der wäre nimmer dein, du Segensgeist:
Doch Seligkeit durchblitzt das Herz und Himmelsglück,
Kehrt liebend ein Monarch zur Vaterstadt zurück!

O daß ich diese Stirnen sähe,
Von denen der Triumph der Seele strahlt;
Und diese Wangen, die des Königs Nähe
Mit wunderhellem Morgenpurpur mahlt;
Und diese Hände, ehrfurchtsvoll gefalten;
Und diese Freudenzähren, demantlicht;
Und alle heilig feiernden Gestalten,
Aus deren Zügen Dank und Liebe spricht!
Erscheine, milder Strahl aus meiner Jugendzeit,
Den großen Tag zu sehn in seiner Herrlichkeit!

Den Edeln, den mit Löwenschritten
Ein ungeheures Schicksal überzog,

Die Hohe, deren tugendliche Sitten
Das Unglück auf der strengen Schaale wog,
Und alle Theuren, die von Ihnen stammen
Und ihre Sanftmuth erben, möcht' ich schaun,
Wie Freud' und Huld aus Ihren Blicken flammen,
Auf Ihren Busen Perlen niederthaun,
Und nun Verklärungsglanz die Bebenden umwallt,
Wenn Erd' und Himmelsdom: Willkommen! wiederhallt.

Doch nein! Wen Jugendfarben röthen,
Deß Haupt ist kräftig und sein Herz gewiß!
Mich Alten würde solch Entzücken tödten:
So laß mir, Gottheit, meine Finsterniß!
Vermess'ner Wunsch, mein Schicksal umzuwandeln,
Aus andern Sinnen strömt mir Glück genug!
In tiefen Dunkelheiten will ich wandeln,
Verkannt und arm, bis an den Aschenkrug,

Wenn nach Gefahr und Graun auf sturmem-
pörter Flut
Ihr Lebensnachen nur an stiller Küste ruht!
Ob Waffen rauschen, Völker fliehen
Vom Morgenreiche bis zum Niedergang:
Sie, Friedenspender, laß nicht wieder ziehen
Den öden, rauhen Kriegespfad entlang!
Sie knüpfe durch der Ruhe goldne Bande,
Die stärker sind, als jeder Sturm der Zeit,
An Ihre treue Stadt im Brennenlande,
An Ihre Bürger, stolz auf Pflicht und Eid;
Hier winde spät und oft das neubeseelte Jahr
Den frischen Lilienkranz um Ihr ergrautes Haar!

v. Baczko.

Der Blindgewordene.

Wie möcht' ich gern den Himmel sehn
Und seinen rothen Abendschein!
Wenn andre sich im Feld' ergehn,
Bleib' ich daheim allein.

Doch, glaubt ihr denn, ich säß' in Nacht?
Nur außen sey es klar und licht? —
Ihr kennt den Lenz, der in mir lacht,
Und seine Wonnen nicht.

Als noch des Tages Farbenspiel
Den Knabensinn mir hold ergötzt;
Da sah ich Blumen bunt und viel
In Sommerthau genetzt.

Von Morgenroth und Himmelblau
Und Sonnengelb die Wiese schwoll;
Von Waldesgrün und Wolkengrau
Blieb mir das Herz so voll.

Und jene Zeit und ihre Lust
Füllt mir den stillen Busen ganz;
Noch strahlt er fort in meiner Brust
Der Mond- und Sternenglanz.

Kein Abend sinkt auf meine Welt,
Der Herbst geht schonend drüber hin,
Kein Schnee in meinen Garten fällt,
Wo ich so einsam bin.

Da draußen fühl ich wohl den Wind,
Da hör ich laut des Donners Graus —
Hier innen ewig ist es lind':
Ich will nicht mehr hinaus.

Und jedermann, der zu mir spricht,
Hat Engelblick und goldnes Haar,
Und des Gespielen Angesicht,
Der mit mir Knabe war. —

So führt bald Sehnsucht mich, bald Ruh
Ans stille Ziel in mattem Lauf —
Mir schließt der Tod kein Auge zu,
Dem Blinden schließt er's auf!

Heinrich Loest,
Gerichtsrath.

(Pantheon, ersten Bandes zweites Heft.)

Die blinde Mutter.

(Aus dem Griechischen des Apollonidas.)

Nicht des Lichtes der Augen beraubt mehr nenn' ich dich Timo,
Seit du die Zwillingsfrucht blühender Knaben gebarst.
Mit mehr Augen nur schaust du Aelio strahlenumfloßnen
Wagen, als Mutter du herrlicher jetzt, wie zuvor.

J. Erichson.

Homer.

(Nach dem Griechischen.)

Zeiten hinab und Zeiten hinan, tönt ewig Homeros
Einiges Lied; ihn krönt jeder Uranische Kranz.

Lange sann die Natur und schuf; und als sie
geschaffen,
Ruhete sie und sprach: „Einen Homeros
der Welt!"

Herder.

Homer.

An Vater Bodmer.

Heil dir, Homer!
Freudiger, entflammter, weinender Dank
Bebt auf der Lippe,
Schimmert im Auge,
Träufelt, wie Thau,
Hinab in deines Gesanges heiligen Strom!
Ihn goß von Ida's geweihtem Gipfel
Mutter Natur!
Freute sich der strömenden Flut,
Die voll Gottheit,
Wie der sonnenbesäte Gürtel der Nacht,
Tönend mit himmlischen Harmonieen,
Wälzet ihre Wogen hinab in das hallende Thal!

Es freute sich die Natur,
Rief ihre goldgelockten Töchter;
Wahrheit und Schönheit beugten sich über
den Strom,
Und erkannten in jeder Welle staunend ihr
Bild!
Es liebte dich früh
Die heilige Natur!
Da deine Mutter im Thale dich gebar,
Wo Simois in den Skamandros sich ergeußt,
Und ermattet dich ließ fallen in der Blumen
Thau,
Blicktest du schon mit Dichtergefühl
Der sinkenden Sonne,
Die vom Thrazischen Schneegebirg,
über purpurne Wallungen des Hälläspontos,
Dich begrüßte, in ihr flammendes Gesicht!
Und es strebten, sie zu greifen,
Deine zarten Hände,
Von ihrem Glanze röthlich, in die Luft empor!

Da lächelte die Natur,
Weihte dich, und säugte dich an ihrer Brust!
Bildete, wie sie bildete die Himmel,
Wie sie bildete die Rose,
Und den Thau, der vom Himmel in die Rose
träuft,
Bildete sorgsam den Knaben und den Jüng-
ling so!
Gab dir der Erfindung
Flammenden Blick!
Gab, was nur ihren Schößlingen sie giebt,
Thränen jegliches Gefühls!
Die stürzende, welche glühende Wangen netzt,
Und die sanftere, die von zitternder Wimper
Rinnt aufs erbleichte Gesicht!
Gab deiner Seele
Einfalt der Tauben und des Adlers Kraft!
Gleich deinem Liede,
Sanft nun, wie Quellen in des Mondes Schein,
Donnernd und stark nun, wie der Katarakte
Sturz!

Stolberg.

An das Meer.

Der Geist des Herrn den Dichter zeugt,
Die Erde mütterlich ihn säugt,
Auf deiner Wogen blauem Schooß
Wiegt seine Phantasie sich groß.

Der blinde Sänger stand am Meer;
Die Wogen rauschten um ihn her,
Und Riesenthaten goldner Zeit
Umrauschten ihn im Feierkleid.

Es kam zu ihm auf Schwanenschwung
Melodisch die Begeisterung,
Und Ilias und Odüssee
Entstiegen mit Gesang der See.

Hätt' er gesehn, wär' um ihn her
Verschwunden Himmel, Erd' und Meer;
Sie sangen vor des Blinden Blick
Den Himmel, Erd' und Meer zurück.

Stolberg.

Bei Homers Bild.

Du guter, alter, blinder Mann,
Wie ist mein Herz dir zugethan!
Nimm dieses Herzens heißen Dank
Für deinen göttlichen Gesang!

O hätt' ich deiner Lieder Macht,
Ich rief dir durch der Gräber Nacht!
Du kämst in Morgenroth gehüllt,
So hehr und freundlich, wie dein Bild,

Und reichtest mir die Strahlenhand;
Ich aber küßte dein Gewand,
Doch bald ermannte mich dein Gruß
Zu Handschlag und zu Lippenkuß.

Auch spräch ich: was ich hab', ist dein!
Trink, alter Halbgott, diesen Wein!
Er röthet sich im Morgenland,
Am allerfernsten Mohrenstrand!

Nun tränkst du des Olümpos Lust
Mit langen Zügen in die Brust,
Ich läs' auf deinem Angesicht:
Den neuen Nektar kannt' ich nicht!

Stolberg.

Homer.

Erdengeschöpf war er nicht; ihn sandten die himmlischen Musen,
Und dem Menschengeschlecht holde Geschenke durch ihn.

L. Hahn.

Ossian von sich selbst.

Im dritten Buche des Fingal.

Ich kam herab, wie ein Fels,
ich frohlockte in der Stärke des Königs.
Mannigfach war der Tod meines Arms,
fürchterlich der Glanz meines Schwerts.
Meine Locken waren damals noch nicht so grau;
noch zitterten meine Hände nicht vor Alter.
Meine Augen waren nicht geschlossen in Finsterniß,
mein Fuß fehlete nicht im Wettlauf.

Am Ende des dritten Buchs.

Oft hab' ich gefochten,
oft in Schlachten des Speeres gesiegt.
Aber blind, weinend und verlassen
wandele ich jetzt mit niedrigen Menschen.
O Fingal, mit deinem Geschlechte der Schlacht,
jetzt seh ich dich nicht.

Im Anfange des vierten Buchs.

Tochter, mit der schneeweissen Hand!
Ich war nicht so traurig und blind;
ich war nicht so finster und verlassen,
als Everallin mich liebte.

In der Schlacht von Lora.

Einsamer Bewohner des Felsen!
schau über die heidigte Ebne;
du siehst grüne Grabmäler, mit ihrem hohen
lispelnden Grase;
mit ihren Steinen mit bemoosten Häuptern;
du siehst sie, Sohn des Felsen!
Aber Ossians Augen sind erblindet.

Zu Ende des Gedichts Karthon.

An die Sonne.

Aber dem Ossian blickst du umsonst hervor,
Denn er sieht deine Stralen nicht mehr;
es mag dein gelbes Haar auf den östlichen
Wolken fließen,
oder du magst am Thore des Westen zittern.

Der Untersuchung würdig.

Du gingst der Schönheit Bahn,
Sohn Fingals, Ossian!
Sie ging Mäonides Homer!
Wer that der Schritte mehr?

Klopstock.

Miltons Blindheit.

(Verlornes Paradies, dritter Gesang, V. 1 — 55.)

Sey mir gegrüßet, heiliges Licht! des schaf-
fenden Himmels

Erste Geburt; mitewiger Strahl vom Ewigen. Möcht ich
So dich untadelhaft nennen; indem Gott selber das Licht ist,
Und nie anders, als nur in unzunahlichem Lichte
Wohnte von Ewigkeit her; in dir denn wohnte, du heller,
Reinester Ausfluß des reinsten, des unerschaffenen Wesens.
Oder hörst du vielleicht mit jenem himmlischen Namen
Eines ätherischen Stroms, aus tiefverborgenen Quellen,
Lieber dich nennen? Noch ehe die Sonnen und Himmel gewesen,
Warst du schon da, und umhülltest, auf Gottes allmächtige Stimme,
Wie ein Mantel, die Welt der dunkeln nächtlichen Wasser,

Welche heraufstieg, indem sie sich jetzt dem unförmlichen Leeren
Durch die Schöpfung entriß. Mit kühneren Schwingen besuch' ich
Dich aufs neue; seitdem ich den stygischen Tiefen entronnen,
Obgleich lange genug in diesem finsteren Abgrund
Zu verweilen gezwungen. Auf meinem verwegenen Fluge,
Welcher mich durch das finstere Reich der Hölle geführet,
Sang ich mit höherem Ton, als Orpheus Leyer gesungen,
Von der ewigen Nacht, und dem Chaos. Die himmlische Muse
Unterrichtete mich, die dunkle Hinabfahrt zu wagen,
Und frei wieder herauf mich zu schwingen; so schwer, und so selten

Dieses Unternehmen auch ist. Gerettet, besuch' ich
Jetzo dich wieder; und fühle dich, herrschende Fackel des Lebens,
Die den beseelenden Glanz auf alle Geschöpfe verbreitet.
Du indessen besuchst mich nicht wieder; nicht wieder die Augen,
Die vergeblich sich rollen, um deine durchdringenden Strahlen
Wiederzufinden; sie finden sie nicht! Der schwächeste Schein nicht
Bricht zu ihnen hindurch; so hat ein verfinsternder Tropfen, *)
Oder ein trübes Gewölk, die helle Scheibe verhüllet.
Dennoch hör' ich nicht auf, an lieblichen Örtern zu wandeln,

---

*) In der Urschrift: a drop serene. Dies bedeutet, wie gutta serena, den Staar.

Welche die Musen gewohnen; an klaren rieselnden Quellen,
Oder im schattigen Hain, und auf dem sonnigen Hügel,
Von der Liebe begeistert zum heilgen Gesange. Vor allem
Komm' ich, o Sion, zu dir in stillen nächtlichen Stunden,
Zu den blumigen Bächen, die deine geweiheten Wurzeln
Waschen und murmelnd über sie fließen. Indem ich nicht selten
An den blinden Thamyris, und blinden Mäonides denke,
(Sie, die Beiden im Schicksal mir gleich, o möcht ich im Nachruhm
Ihnen so gleich seyn!) und jene der alten Weissager, Phineus
Und Tiresias. Dann ernähren mich große Gedanken,

Welche von selbst harmonisch fließen; dem Vogel der Nacht gleich,
Der in einsamer Finsterniß sitzt, und unter der Decke
Hoher Schatten sein Lied den horchenden Hainen verseufzet.
Also kehren in wechselnder Ordnung die Zeiten des Jahres
Wieder zurück; doch kehret der Tag für mich nicht zurücke,
Nicht für mich die süße Herankunft des Abends und Morgens;
Nicht der Anblick der Frühlingsblume, der Rose des Sommers,
Oder der Heerden; auch nicht des Menschen göttliches Antlitz.
Immerwährende Nacht umringt statt dessen mein Auge,
Dick als Wolken; ich bin vom holden Umgang der Menschen

Abgeschnitten; anstatt des Buchs der schönen Erkenntniß,
Liegt nur ein weißes Blatt vor mir da; die herrlichen Werke
In der Natur sind alle für mich vertilgt und verloschen;
Und mir schließt sich auf immer die eine Pforte der Weisheit.
Scheine du also, himmlisches Licht, mit göttlichen Strahlen
Desto stärker in mir, erleuchte die hellere Seele!
Pflanze du Augen allda; zerstreue die finsteren Nebel,
Die sie umhüllen; und weihe sie dir, damit ich, gereinigt,
Alles das seh und erzähle, was Sterblicher Augen verhüllt ist.

Zachariä.

Dülon über Augenärzte. *)

Viel wüßt' ich eben nicht zu nennen,
Die Blinde sehend machen können;
Doch Sehende, die hat schon mancher blind
gemacht;
Auch mich hat so ein Schelm um das Gesicht
gebracht.

An Dülon.

Ihr, dem welschen Lied im Schooße,
Hört den Göttersohn;
Hier ist mehr als Virtuose,
Hier ist Amphion.
Eine Gottheit haucht Gesänge
In sein Zauberrohr;
Und zum Marmor wird die Menge
Wird Gefühl und Ohr.

---

*) Nämlich Afterärzte. Hoch glänzen die Namen Jung, Beer, Himly, Mursinna, Richter u. v. a.

Seht, wie an des Himmels Nähe,
Wie die Lerche steigt,
Wie bis an der Wolken Höhe
Dülons Odem reicht.
Welche Wollust in den Tönen,
Welche Zaubermacht!
Wie das Säuseln einer schönen
Stillen Frühlingsnacht.
Höret, wie, ermüd't zu singen,
Er im Trillo schwebt;
Gleich dem Seufzer, der auf Schwingen
Eines Engels bebt.
Wollust fordert meine Thräne,
Süß mit Schmerz vereint;
So wie Gellerts weiche Schöne
Philomelen weint.
O! wenn jener Wunderthäter
Noch auf Erden wär',
Lieber Dülon, dein Erretter
Wäre wahrlich er!

Fühl', o Gott, des Jünglings Lieder,
O! erlebt' ichs hier!
Gieb ihm seine Augen wieder,
Den Geruch nimm mir.

Magister Krüger zu Stralsund.

An Dülon.

Dülon, alle Töne deiner Zauberflöte
Weckten seliger Gefühle viel in mir;
Blindheit, die Gefühl so sehr in dir erhöhte,
Gab der Ewige gewiß voll Weisheit dir.

Andern Menschen, die die Sinne schänden,
Solltest du vielleicht hier eine Lehre seyn,
Künftig ihre Sinne besser anzuwenden,
Sie der Pflicht und Tugend nur zu weihn.

Ach! dein Elend wird nicht immer währen,
Das das allergrößte Erden-Elend ist.
Leise trockne ich die mitleidsvollen Zähren,
Wenn mein Auge um dich überfließt.

Das Gefühl, das dich zur bessern Welt erhöhet,
Folgt dir, Blinder, auch ins bessre Leben nach!
Wenn das Erdenblendwerk unserm Aug' entgehet,
Wird dein Auge auch zu ew'ger Wonne wach.

Geheimeräthinn v. Rudloff,
aus dem Göttinger Musen-Almanach.

Auf den blinden Flötenspieler Dülon.

Paminens Erbtheil ist — die Zauberflöte;
Deins, Sohn der Nacht — das Zauberspiel!

Dülon, der blinde Flötenspieler.

Den hehren Vater ahnend schaut als Jüngling schon,
Der Mutter Brust vergessend, sehnsuchtsvoll Dülon

Zum hohen Sonnengott empor. Zu mächtig ist
Der Glanz des herrlichen am ungeübten Aug';
Erblindet, aber wonnetrunken sinkt, ach! sinkt,
Dülon in finstrer Schatten lebenslange Nacht!
Unwiderruflich hatte des Geschickes Neid
Es so verhängt. Apollo selbst vermag es nicht,
Den harten Schluß zu ändern! doch, was,
sprach er, ich
Nicht ändern kann, das darf und will ich
mildern, Sohn,
Nimm diese Flöte, was dir auch mein Strah-
lenschein
Geraubt, das Licht und alle Freuden, die es
giebt,
Ersetzt sie dir. — So oft Dülon begeistrungsvoll
Der Tonkunst Allgewalt durch diese Flöte weckt,
Erbebt von göttlichem Vergnügen ihm die
Brust,
Und er vermißt sie nicht, die Welt, die er nicht
sieht.
Entzückt preißt jeder Hörer, was er nie gehört,

Und ruft erstaunt, des Sängers Abkunft merkend, aus:
„Zwar aus dem todten Auge spricht kein Götterkind;
Doch dieser Töne Zauber offenbart ihn uns,
Des lichtumstrahlten Musengottes Lieblingssohn!"

An Dülon auf die Reise.

Du guter Dülon, klage nicht,
Daß Nacht umflort dein Angesicht!
Hast du nicht tiefes Herzgefühl?
Nicht zauberisches Flötenspiel?
Homer zog arm und blind herum,
Und dennoch sang er Ilium,
Und des Odysseus Wanderschaft,
Mit voller Schöpfergeisteskraft.
Blind saß der Celtenbarde da,
Und sah — was kaum ein Dichter sah! —
Den Stürmen gleich des Ozeans
Erscholl die Harfe Ossians!

Milton

Milton sah blind die Engelschlacht,
das Chaos und die Höllennacht;
und mahlte ohne Augenstrahl,
der Weiber schönstes Ideal!
Und Pfeffel ohne Sonnenschein,
dringt in das Reich der Fabel ein;
und seine Geißel, kühn und stark,
trifft böse Fürsten bis aufs Mark!
Die lichtberaubte Paradis
schwingt ihre Saiten so gewiß,
daß vor der Macht des Genius
der Hörer wonneschauern muß.
Gar gut ist Gott, der uns gemacht;
deckt er den äußern Blick mit Nacht,
so schärft er zu der Seele Glück,
mit hellerm Strahl den innern Blick.
Drum, guter Dülon, klage nicht,
daß Nacht umflort dein Angesicht,
Gott gab dir dieses Herzgefühl,
und Zauber in dein Flötenspiel.

X

O Dülon, Dülon, freue dich!
Einst öffnen deine Augen sich:
dann siehst du Gottes Herrlichkeit
und flötest ihm aus Dankbarkeit.

Schubart.

Auf die blinde Großkünstlerinn Paradis.

Dein Schicksal werde nicht gescholten!
Zwar raubt's dir Phöbus goldnen Strahl:
Doch hat dir diesen tausendmahl
Sein goldnes Saitenspiel vergolten!

Bürger.

Therese von Paradis.

Ihr selbst gewidmet.

Ich war ein kleines Würmchen,
noch kaum vier Spannen groß;
und pickt' in einer Laube
an einer goldnen Traube
auf meiner Mutter Schooß:

Da stieg ein schwarzer Drache —
die Mutter sah ihn nicht —
aus einer faulen Pfütze,
und blies wie fahle Blitze,
sein Gift mir ins Gesicht.
So ward es plötzlich dunkel
und einsam um mich her;
es konnten meine Augen
kein Licht mehr in sich saugen,
die Sonne schien nicht mehr.
O Mutter, liebe Mutter!
rief ich der Guten zu
und hing an ihrer Wange:
Wie bang ist mir, wie bange!
Wo bin ich, wo bist du?
Sie netzte mich mit Thränen,
rief den im Himmel an;
bat Menschen, mir zu helfen;
und keiner konnte helfen,
von Allen, die mich sahn!

So schlich ich lang im Finstern
an ihrer Hand umher;
entwöhnt vom bunten Tande
fand nie mein Geist die Bande,
worin er lag, zu schwer.

An einem Feste Gottes,
als ich ein Lied ihm sang:
da hört' ich Flügel schwirren
und eine Stimme girren,
so sanft, wie Flötenklang!

Sie sprach: Ich bin der Engel
der süßen Harmonie,
der oft den Menschenkindern,
des Lebens Gram zu lindern,
schon seine Harfe lieh.

Du kennest mich, auf Erden
hieß ich Cácilia;
mein Lob sang Popens Laute,
und Solon-Franklin baute
mir die Harmonika.

Heil dir! zu deinem Troste
bin ich herab gesandt.
Sie faßt mir Hand und Kehle,
und eine neue Seele
durchströmte Kehl' und Hand!
Sie schied: auf meinem Schooße
fand ich ein Saitenspiel;
sein Laut verdrang mein Leiden,
mein Busen schmolz in Freuden
und Harmoniegefühl.
Einst spielt' ich in dem Tempel
das heil'ge Meisterstück
des großen Pergolese *):
da hörte mich Therese
und sorgte für mein Glück.

---

*) G. Battista Pergolesi, ein neapolischer Tondichter, dessen Stabat mater besonders bekannt ist. Er starb in Italien an einer vergifteten Tasse Chocolate, im neun und zwanzigsten Jahre. K.

O lebte sie! — doch schweige
mein allzuwahrer Schmerz.
Fand ich in Süd und Westen
nicht Menschen, die mich trösten,
nicht Balsam für mein Herz?
Süß ists, wenn meine Cymbel
ins Mark der Seele dringt,
und dann ein edler Hirte
der Völker eine Myrthe
mir um den Scheitel schlingt.
Doch süßer, traute Freunde,
ist euer Händedruck;
sind eure sanften Thränen;
ja diese, diese krönen
mich mehr, als Perlenschmuck.

Pfeffel.

Lied einer blinden Harfnerinn zu Halle.

Ich spielt' als Mädchen unbefangen,
Im Schooß der Unschuld und Natur,

Sah Gottes schöne Schöpfung prangen,
Im Sternenzelt, auf Wald und Flur.
Sanft flossen meiner Kindheit Tage;
Nicht rauh schien mir des Lebens Bahn:
Da wehte mich der Menschheit Plage,
Das böse Gift der Blattern an.

Sein Hauch verlöschte meinen Blicken
Der Sonn' und Sterne freundlich Licht;
Nun konnt' ich keine Blumen pflücken,
Nun sah ich Erd' und Himmel nicht.
Doch meine Ältern, mild und bieder,
Erbarmten meiner Klagen sich:
Durch ihre Güte lernt' ich Lieder,
Und Jammer und Verzweiflung wich!

Dank dir, o Harmonie der Saiten!
Du linderst gütig manche Noth;
Du hilfst mich durch das Leben leiten,
Durch dich kann ich mein magres Brot
Mit meinen braven Ältern theilen;
Doch ach! Gesang und Harfenspiel
Kann nicht all' meine Leiden heilen,
O Menschen! ich entbehre viel!

Vergebens schmückt für mich im Maien
Sich die Natur mit bunter Pracht;
Ich kann mich keines Morgens freuen,
Mir ist das Leben ew'ge Nacht.
Ich seh nicht Gottes Dank-Altäre,
Seh keinen gütevollen Freund,
Seh nicht des Mitleids schöne Zähre,
Die je ein fühlend Herz mir weint.
Gott wird sein Licht mir wiederschenken,
Getrost mein Geist, verzage nicht!
Laß andre Tod und Grab sich denken,
Dein Glaube hoffet Tod und Licht!
Ja diese Finsterniß wird schwinden,
Einst bricht ein ew'ger Morgen an,
Dann werd' ich alle sehn und finden,
Die hier der Blinden wohlgethan.

Braune.

(Hierbei ist eine Singweise.)

Sehnsucht.

Bang klopft mein Herz und freudenleer
Beim Lied der Nachtigall,
Ihr Flötenton ergreift mich mehr,
Wie Todtenglockenschall.
Mir sind die Freuden dieser Welt
Von dir getrennt ein Blumenfeld,
Wo alles welkt und alles fällt.

Entfernt von dir im Dunkeln gehn
Schärft meinen Wunsch nach Licht,
Könnt' ich, du Traute, dich nur sehn,
Gewiß ich klagte nicht.
Mein froher Muth, er ist dahin;
Seit ich allein im Dunkeln bin,
Verließ er mich, und floh dahin.

Der Hänfling lockt, sein Weibchen hüpft
Zum nahen Blüthenbaum;
Er fliegt ihm nach, und scherzend schlüpft
Es durch der Zweige Raum.
Seit du mich flohst, blieb ich allein,

Muß ohne dich im Dunkeln seyn; —
Ach! komm zurück, ich harre dein!
Der Blumenstrauß, den ich mit dir
Am Bach zuletzt gepflückt,
Er welkte bald, zu oft von mir
Ans bange Herz gedrückt.
Auch meine Blätter welken ab;
Seit Dunkelheit mein Aug' umgab,
Ward mir die Welt ein ödes Grab.
Oft glaub' ich träumend dich zu sehn,
Wie du die Hand mir reichst,
Und, will ich dann entgegen gehn,
Vor meinem Blick entweichst.
Die Hoffnung treibt mit mir nur Scherz,
Sie täuscht mich, und mein armes Herz
Verblutet unter Gram und Schmerz.

Der blinde Franz Adolf Sachse.

Trost, dem blinden Wendt.

Freund, fasse dich! oft gab es deines Glei-
chen;
Laß nicht die Tröstung deiner Brust entweichen,
Wenn gleich dein Auge Finsterniß bedecket:
Du wirst einmal zum Lichte aufgewecket!

Homer hat blind sein Meisterstück gesungen;
Auch Ossian, dem Kelten, ist's gelungen;
Des Lichts beraubt, hat Milton einst gesehen
Den Adam aus dem Paradiese gehen.

Drum zage nicht, noch leben deine Brüder;
Auch Dülon, Pfeffel, singen ihre Lieder!
Was die Natur entzog dem äußern Leben,
Hat sie dem innern reichlicher gegeben.

Wilhelmine Kühnau,
geb. Häseler.

Blindenleiter.

Wer, wie Job, des Erblindeten Aug' ist, welchen die Sonne
Mild nur wärmet, dem sie nimmer erhellet die Nacht;
Wer, wie Er, des Erlahmeten Fuß ist, oder des Tauben
Ohr, und des Stummen Mund; Vater des Dürftigen ist:
Ihn, ihn höret der Herr in der Stunde, der furchtbaren, letzten,
Wann des Sterbenden Blick starrend in Finsterniß bricht;
Licht und Sonn' und Stecken und Stab in dem Todesthale,
Dem umnachteten, beut ihm sich Jehovah, sein Gott;
Anwalt wird er ihm sein in dem ernsten Gericht, und ihn leiten
Droben im Sternenpallast zu der Unsterblichkeit Kranz.

D. Christ Kühnau, in Berlin.

Das verpfändete Auge.

(Nach der achten Fabel der isländischen Edda.)

Einen Äschbaum weiß ich, er heißt Ydrasil,
Durch alle Welt er breitet der Zweige viel,
Bis an den Himmel sie reichen; —
Ein Wunder sondergleichen! —
Mit reinem, glänzenden Perlenthau
Bewässert und tränket er Thal und Au;
Hochheilig steht er und blüht allzeit,
So Sommer als Winter, im grünen Kleid:
Dort sammeln alltäglich zu ernstem Spruch
Sich die Götter, zu richten und schlichten nach
Fug.
Drei Wurzeln begründen den Götterbaum,
Abgründlich sich senkend zu fernem Raum;
Die eine gen Norden sich reckt und streckt,
Allwo aus dem Eise die Riesen geweckt:
Darunter entspringet der Mimisquelle
Urlautere, silberklare Welle:
Drin ist die Weisheit verborgen! —
Und jeglichen Morgen

Schlürft aus dem edelen Born
Durch das Giallahorn
Der göttliche Mimer,
Des Urquells Herr.
Drob füllet ihn Weisheit im Überschwang,
Zu Dichtung und zu hohem Sang,
Und zu Rath und That. —
Einst kam Allvater daher und bat,
Um Weisheit und Begeisterung
Des Wassers einen einigen Trunk;
Doch ward er der Labe mitnichten ergötzet,
Bis eins seiner Augen zum Pfand' er gesetzet.
Seitdem ist Odin, der Retter aus Noth und Tod
Auch der Skalden Schirmherr und waltender Gott;
Sie, die fähret am Himmel so hehr und mild,
Die Sonne, das Weltaug', ist sein Bild.

D. Christ Kühnau.

Druckfehler.

Seite 1 Zeile 2 oben statt Lisle lies: Lille.

— 4 — 3 unten schalte hinter Achtklang ein: (Oktave).

— 5 — 1 unten st. einen l. einem.

— 6 — 9 ob. st. mit Ehstem l. ehstens.

— 14 — 9 unt. st. Lolvisius l. Calvisius.

— 15 — 3 unt. st. Ricercata dies l. Ricercata. Dies.

— 16 — 4 unt. st. Claviercymbel l. Clavicembal.

— 16 — 5 unten st. Präludion l. Präludien.

— 16 — 6 unt. st. wenn l. wovon.

— 32 — 6 oben st. merito l. marito.

— 35 — 11 und anderswo st. Dr. l. Professor.

— — — 1 unt. st. in der Gypsgasse 11. l. an der Gegenschärfe (Contrescarpe), Hauszahl 22.

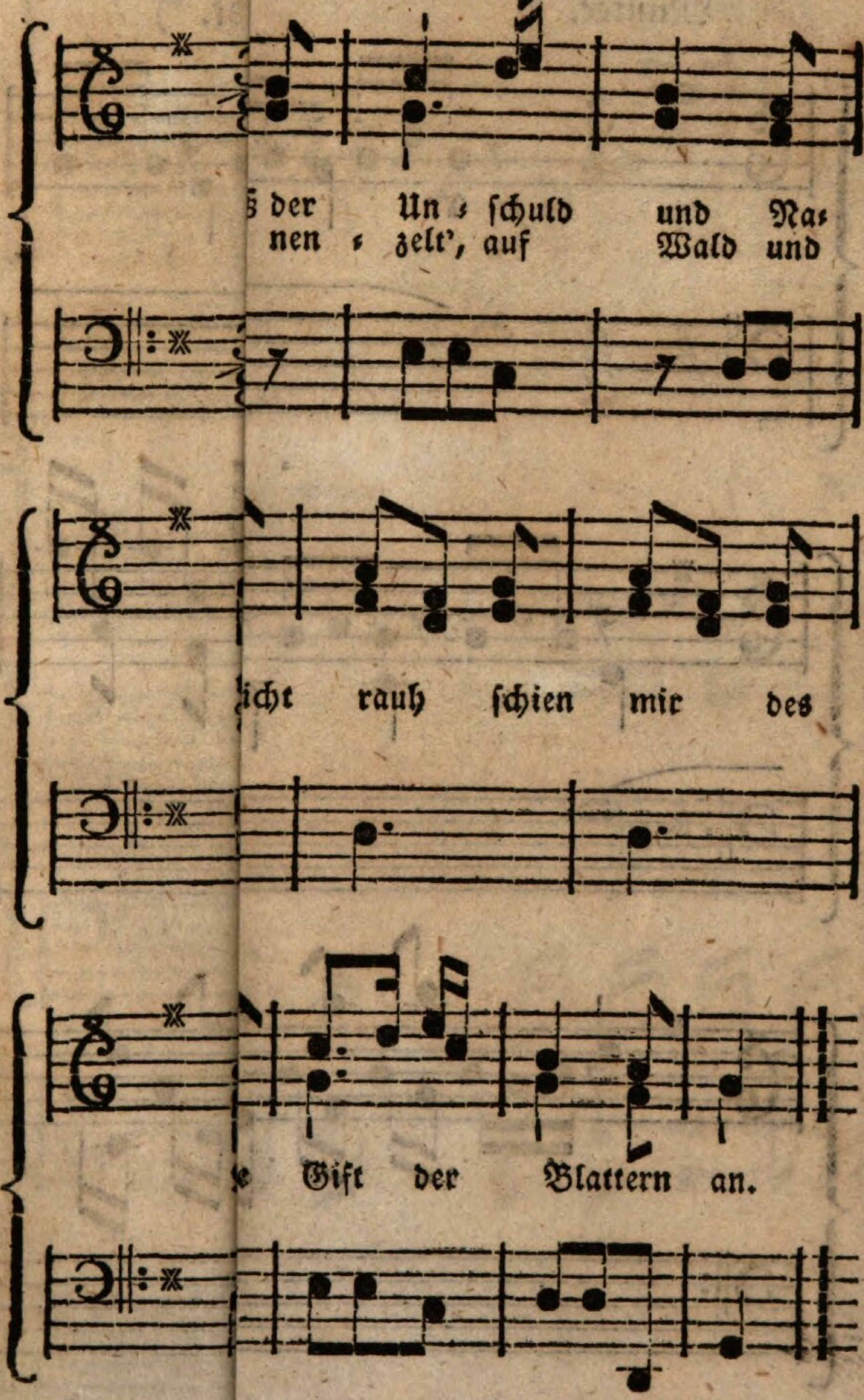
— 37 unt. st. Dulon l. Dülon.

— 38 Zeile 1 ob. st. zu Stendal, nach Andern l. nach der eignen Lebensbeschreibung Dülons.

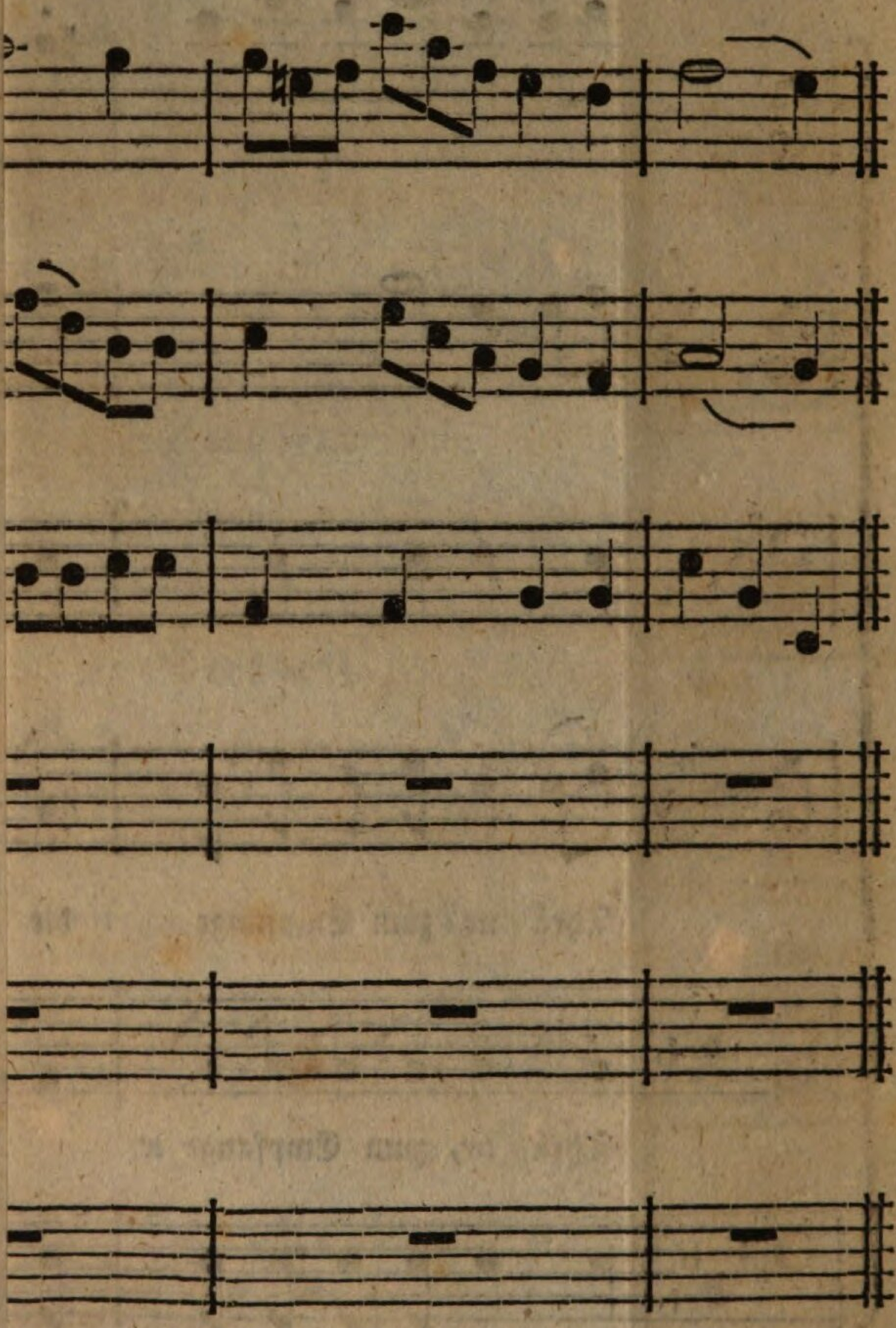
— 41 — 2 ob. schalte ein: Bei seinem Heldensange weint Odysseus.

Seite 54 Z. 4 st. der Hände l. mit den Händen.
— 99 — 7 u. 3 unt. und Seite 100 Z 4 oben st. Wend l. Wendt.
— 105 u. 111 Z. 3 unt. st. Kühnau l. Kuhnau.
— 137 u. s. f., st. Kirchgäßner l. Kirchgeßner.
— 160 Z. 1 unten st. Itzohoe l. Itzehoe.
— 169 — 2 — u. S. 170 Z. 4 oben st. Culdaer l. Chuldäer.
— 174 — 1 oben l. der Gewohnheit, beim Rudern zu singen, die auch Griechen und Römer haben, erwähnt.
— 217 — 7 unt. st. legte dem Prof. aus l. widerlegte den.
— 225 — 5 oben st. Thorough Bass l. Thorough-base.
— 257 — 10 oben st. Glitravi l. li bravi.
— — — 11 oben st. spaco l. opaca.
— 277 — 5 oben setze hinter verschmerzen einen Beistrich.
— 297 — 6 unt. streiche den Namen v. Baczko.
— 307 — 9 unten st. Everallin l. Evirallin.

Ni Braune.



ie folgenden Verse siehe S. 326.



2. Dü, der gut , Gattinn von dem Menschenfreund,
Da uns fehlt der rone trägt,
Nur durch dich n ne dir doch ewig scheint,
Der der Seele Neele hegt. Knie.

3. Aus der dur ! auch das Traumbild dieser Welt
Der im Wust ve e hin,
Weisheit strahlt Geist am blauen Himmelszelt,
Unsrer Nacht gie deutschen Sinn. Engel.

4. Lieb' zum D Du geliebter Menschenfreund,
Schnell entkeimt mißt,
Zeune! den sch Empfange Dir geweint,
Gäbst dich gern . Knie.

A. Sch

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Kühnau, Johann C.

Die blinden Tonkünstler

Berlin 1810

Mus.th. 4431
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10599999-8